

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339326](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339326)

## Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

### Gefahr und Rettung.

Jakob Hauser, ein Kaufmann, kam auf einer seiner Handelsreisen spät Abends in ein Wirthshaus, das mitten im waldigen Gebirge lag. Es war damals, bei eben beendigtem Krieg, fast allgemein sehr unsicher auf den Landstraßen, aber am meisten eben in jener Gegend, welche ein Sammelplatz von verdächtigem Gesindel und Räuberbanden war. Hauser reiste in Gesellschaft von noch zwei andern Männern, und so zu Dreien, besonders aber im Vertrauen auf Gottes Schutz und Beistand, wollten sie es doch lieber wagen, die Nacht in diesem freilich sehr unheimlich gelegenen Hause zuzubringen, als bei spätem Abend dem kalten Herbstregen mitten im düstern Walde entgegen zu gehen. Ohnehin hatte sie der schlechte Weg so aufgehalten und ermüdet, daß die Füße nicht mehr weiter wollten.

Gleich beim Eintritt in das Haus bemerkten unsere drei Reisenden, daß sie hier alle Ursache hätten, Schlimmes zu befürchten und deshalb sehr auf ihrer Huth zu sein. Mürrisch und mit der widerwärtigsten Grobheit bringt man ihnen in halbzerschlagenem, ungeäubertem Gefäß das verlangte Getränk und etwas Brod, weist ihnen einen Sitz am schmutzigen Tische in der Nähe der zerbrochenen Fenster an, auf Stühlen, in ihrer Form so gearbeitet, als hätten sie ehemals zu dem Hausgeräthe wohlhabender Leute gehört, jetzt aber so zerrissen und zerstört, als wollten sie an blutige Schlägereien erinnern, die oftmals in ihrer Wuth auch der leblosen Geräthe nicht verschonen. Die müden Reisenden begehren, daß man ihnen ein Schlafzimmer anweise. Sie werden in eine Dachkammer geführt, so zerfallen, so unreinlich, als sei sie nicht zu menschlichem Aufenthalt bestimmt. Auf ausgebreitetes Stroh sollen die Nachtgäste sich legen.

Jetzt, da die Drei allein sind, theilt Jakob Hauser seinen Gefährten alle seine Besorgnisse mit, und befestigt mit ihrer Hülfe, so gut's eben gehen will, von innen die schlecht verwahrte Thür. Die beiden Gefährten meinen, hinter einer so verrammelten Thür sei nun Sicherheit genug, legen sich ruhig auf das Stroh und schlafen bald ein, denn die Müdigkeit schloß ihnen die Augen sonder große Mühe. Jakob Hauser aber wendet Angesicht und Herz aus der Dunkelheit und Un-

sicherheit der Nacht zu Dem, in welchem keine Finsterniß ist, zu Israels Schutz und Trost. Um Bewahrung und Hülfe, um gnadenreiche Aufsicht in dieser Nacht bittet er voll Inbrunst, und legt sich dann glaubig und getrost neben seinen Gefährten nieder.

Aber er kann nicht einschlafen, und jede Lust zum Schlummer vergeht ihm vollends, als er um Mitternacht das Getümmel von neu ankommenden Gästen hört, deren wüthes Geschrei und Loben beim Zechen des Branntweins gar bald verräth, daß sie keine Reisenden sind, welche die Nacht zur Ruhe gebrauchen, sondern Menschen, deren Thun und Treiben mit der Finsterniß befreundet ist, welche daher erst bei Nacht das Lager verlassen, wenn andere es suchen. Immer mehr kommen, das Loben wird immer wilder. Da steht Hauser, der sich bald fest überzeugt, dies sei keine eingebildete, sondern eine wirkliche Gefahr, vom Strohlager wieder auf und knieet neben demselben hin. „Barmherziger Gott,“ betet er, „soll ich hier von Mörderhänden sterben, so geschehe dein Wille. Ich bin ein sündiger Mensch, und verdiene Strafe. Sei und bleibe Du mir nur ein gnädiger Gott und Herr und nimm meine Seele mit Erbarmen an.“

Nachdem er sich so mit Leib und Seele in Gottes Willen ergeben, sich in Gottes treue Vaterhand gelegt und auf Alles gefaßt ist, wird, so sagt er später von sich selber, sein Muth wie der Muth eines jungen Löwen. — Hier sind noch andere Leute zu retten außer dir, denkt er. „Auf, auf, ihr Männer!“ ruft er seinen Reisegefährten zu; „es ist jetzt nicht Zeit zu schlafen, sondern zu wachen; Angst, Noth und Gefahr sind da!“

Die Schlafenden fahren erschrocken auf und erkennen bald, daß wirklich Gefahr vorhanden ist. Aus dem untern Zimmer und der Hauflur kommt die wüthe Schaar heraufgestürmt und gerade der Dachkammer zu. Der Wirth, an der rohen Stimme und Rede kenntlich, will die Thür aufreißen, findet sie aber von innen verrammelt. Furchtbar drohend und fluchend verlangt er, man solle aufschließen; Hauser aber, mit fester, männlicher Stimme, antwortet, für diese Nacht gehöre die Stube ihm und seinen beiden Gefährten; sie würden nicht eher die Thür öffnen, als am Morgen. Da wurden von Außen

die Anstrengungen verdoppelt, um die Thür aufzureißen, den Dreien aber stärkt Gott ihre Kräfte, daß sie alle jene Mühe vereiteln. Endlich bricht der Wirth in unbändige Wuth aus; er schreit, man solle die Holzart bringen, da wolle er mit diesen armseligen Kerlen bald fertig sein. Nun ist Menschenhülfe aus, denn schon hört man den, welcher die Art bringt, auf der Treppe. Hauser betet und fleht nochmals herzlich um Hülfe. Und siehe, diese Gotteshülfe war schon vor der Thüre! Die hellen Töne eines Poshorns und das Knallen der Peitsche kündigen eine Extrapost an, welche den von dem schlechten Weg ermüdeten Pferden hier einige Stunden Ruhe verschaffen will. Ein böses Gewissen ist leicht erschreckt. Der mit dem Holzbeile lehrte schnell auf halber Treppe um. Der laut tobende Wirth verstummt, spricht heimlich einige Worte zu seinen Gefellen und geht dann auch hinunter; das wilde Gesindel schleicht ihm bald nach und flüchtet sich zur Hintertür hinaus.

Die drei geängstigten Männer waren durch die Ankunft der wohlbewaffneten Fremden gerettet und eilten mit Tagesgrauen, Herz und Mund voll Lobens und Dankens, zu der verdächtigen Waldherberge hinaus.

#### Der umgewandelte Gläubiger.

Christian Fürchtegott Gellert war der Sohn eines nicht gerade wohlhabenden Pfarrers im sächsischen Erzgebirge, um dessen täglichen Mittagstisch dreizehn Kinder saßen wie die Delzweige und Orgelpfeifen, fröhlich gehedend an Leib und Seele und trefflich und musikalisch erzogen.

Mit den schönsten Fähigkeiten ausgerüstet, studirte Gellert in Leipzig fleißig, genügsam und sittenrein den Beruf seines frommen Vaters. Nachdem er sich sodann noch als Hauslehrer weiter ausgebildet hatte, wurde er, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, Professor der Gottesgelahrtheit in Leipzig. Mehr aber noch als durch seinen Unterricht beförderte er die Sache der Religion durch das Beispiel seines Wandels. Den Tag des Herrn feierte er gewissenhaft, denn, sagte er: „Wir gehen mit dem Sonntage viel zu leichtsinnig um, und doch ist er zum Wachsthum im Guten und in der Gottseligkeit das unentbehrlichste Mittel. Wer den Sonntag würdig feiert, gewinnt Kraft und Stärkung auch für die gewissenhafte Ausübung seines irdischen Berufes, und kann auch die Wochentage nicht unwürdig zubringen.“

Für seine verwittwete Mutter sorgte er mit großer Zärtlichkeit bis zu ihrem Lebensende. Sein Vertrauen zu den Schickungen Gottes war unerschütterlich, seine Geduld, während einer fast lebenslänglichen schmerzvollen Kränklichkeit, hielt standhaft aus, seine genügsame Anspruchslosigkeit konnte Vielen zum Muster dienen, sein Benehmen gegen die Leute war nachgiebig und freundlich, und besonders gegen Nothleidende voll Liebe. Doch nicht bloß durch sein christliches Reden und Leben, sondern auch durch seine frommen Lieder wirkte er mit außerordentlichem Segen, so daß er allgemein beliebt, bei Vornehm und gering, bei Kathlosen und Unglücklichen, in großes Ansehen kam. Hat ihm ja doch einmal ein Bauersmann nicht besser zu danken gewußt, als daß er ihm im Drange seines Herzens einen Wagen voll Holz in die Stadt vor das Haus brachte, was bei einem Einkommen von nur hundert Thalern dem Herrn Professor gewiß sehr erwünscht kam.

Einmal ist ihm noch etwas anderes Merkwürdiges begegnet. Als er vor Leipzigs Thoren spazieren ging, bemerkte er eine Frau, die unter stillem Weinen rasch an ihm vorüberzog. Er fragte sie sogleich theilnehmend nach der Ursache ihrer Thränen. Die Frau schämte sich und ging, ohne Antwort zu geben, schneller noch weiter. Gellert aber folgte ihr nach und ließ nicht ab mit Fragen, indem er sie freundlich bei der Hand festhielt.

„Ach, du lieber Gott!“ klagte endlich die Frau, indem sie stehen blieb, „dort in dem kleinen Häuschen neben der Straße liegt mein Mann und meine vier Kinder alle zusammen krank, und schon seit fünf Wochen haben wir nichts verdienen können und unser sauererworbenes Ersparniß ist längst für Arzneien ausgegeben. Unsere besten Sachen haben wir verkauft. Kaum ist den armen Kranken eine Decke geblieben für ihr hartes Lager. Damit wir nicht ganz zu Grundgängen, haben wir bei einem reichen Kaufmann dreißig Thaler geliehen. Dieser will nun aber sein Geld wieder haben, und hat mir heute gedroht, uns morgen aus dem Häuschen werfen zu lassen. O du großer Gott, er wird es thun! Ach lögen wir doch schon Alle mitsammen unter der Erde, dann hätte unser Elend ein Ende!“

Gellert ermahnte und tröstete die verzweifelnde Frau, und führte ihr ernstlich zu Gemüthe, daß es unrecht sei, sich den Tod zu wünschen gegen Gottes Willen. Schließlich sagte er: „Nun aber sei Sie stille, liebe Frau! Der treue und

barmherzige Gott verläßt die Seinen nicht!“

Er nahm sie mit in seine Wohnung, durchstößte seinen Schreibpult und war so glücklich, dreißig Thaler zusammenzufinden. Man kann sich denken, wie der Frau zu Muth ward, als sie das ersehnte Geld empfing. Vor lauter Rührung konnte sie kein Wort des Dankes hervorbringen. Als sie sich voll tiefster Rührung entfernen wollte, fragte Gellert noch nach dem Namen des Kaufherrn, und rieth ihr dringend an, ihm das Geld nicht sogleich zu bringen, sondern erst in einer Stunde.

Er selber begab sich jetzt zu diesem ihm bekannten Manne, der eben eine große Summe Geldes abzählte. „Mein lieber Herr,“ redete Gellert ihn an, „was sind Sie doch so glücklich, so viel Geld zu besitzen! Da kann man ja recht viel Gutes thun! O wäre ich doch auch so glücklich wie Sie, um den redlichen Armen und Bedrängten zu helfen in ihrem Kummer und ihren Thränen! O könnte ich doch auch jetzt den armen Waisen helfen, die keinen Vater oder keine Mutter mehr haben!“

Der Kaufmann wußte gar nicht wie ihm geschah, und ob's gehauen oder gestochen war, was Gellert da sagte. Ganz verlegen und zerstreut erwiderte er: „Schön, schön, Herr Professor! Sehr schön! Ja wohl! So ist's! Da haben Sie ganz recht!“

— Siehe, da trat just die arme Frau herein, reichte dem Kaufmann sein Geld, deutete mit zitternder Hand auf den Tisch und sprach: „Nun, Herr, geben Sie mir auch das Schreiben zurück, das mein Mann Ihnen schickte, weil Sie uns aus dem Häuschen wollten werfen lassen!“

Jetzt freilich meinte der Kaufmann mit erzwungenem Lächeln: „Das hätte ja gar keine solche Eile gehabt, liebes Frauchen!“ — Doch, immer noch aufgeregt, fuhr das Weib fort: „Nichts da! Das sind Flausen! Heute Morgen noch waren Sie ja so hart gegen uns! Aber der gute Herr hier hat mir das Geld vorhin gegeben. Gott woll's ihm lohnen!“

Wie angewurzelt stand der überrumpelte Kaufmann bei diesen Worten. Endlich machte sich sein besseres Gefühl Luft, und er sagte, halb verdrießlich, halb beschämt, zu Gellert: „Ich sehe, Herr Professor, daß Sie nicht nur fromme Lieder dichten können, sondern auch fromme Thaten thun. Führen Sie mich selber zu den Armen; ich will von Ihnen lernen.“

In erstem Sinnen gab er der Frau die dreißig Thaler zurück als Geschenk, ging mit dem

Professor Arm in Arm in das Häuschen, besah sich die große Noth und sorgte nun selbst für den Arzt und die nöthige Pflege. Ja, er versprach sogar, den ältesten Sohn in sein eigenes Geschäft zu nehmen und die jüngeren Kinder ein Handwerk lernen zu lassen. Von diesem Tage an wurde aus der unglücklichen Familie eine der fröhlichsten, und aus dem Kaufmann und dem guten Professor die besten Freunde.

Da gedachte Gellert, von der wunderbaren Vorsehung und Einwirkung Gottes hingerissen, auf's Neue seines Lieblingspruchs: „Auf Gott, und nicht auf meinen Rath!“ — Er stellte sich an den nämlichen Schreibpult, aus dem er die dreißig Thaler zusammengesucht hatte, und unter steten Gebetsgedanken dichtete er für die arme, nun zufriedene und glückliche Familie, wie auch für weitere Kreise, das Lied sanfter und stiller Gottergebung:

Auf Gott, und nicht auf meinen Rath,  
Will ich mein Glück stets bauen.

#### Mißverständnis.

Der Maire eines wohlhabenden Dorfes im schönen Elsaßland — ob's im Ober- oder im Unter-Elsaß gelegen, will der Vote für sich behalten, — ist, und darin hat er noch viele gleichgesinnte Kameraden, ein großer Liebhaber und eifriger Beförderer eines schönen und zahlreichen Viehstandes, und es ist eine wahre Freude, seine geräumigen und sauber gehaltenen Stallungen zu besuchen, die reinlich gestriegelten, glänzenden Pferde zu beschauen, das lustige Blöcken und Meckern der wohlgenährten Kinder und Schafe und das dumpfe Grruzen der fetten Schweine zu hören. Auch ist unser Maire in der ganzen Umgegend als der beste und größte und einsichtsvollste Viehzüchter bekannt, und Belobungen und Belohnungen aller Art, sogar von oben her, sind für ihn keine Seltenheit.

Lehtin wurde eine Stelle in dem Dorfe vakant, — ob's die Pfarr- oder die Lehrerstelle war, will der Vote nicht verrathen, — und die Bewerber darum fehlten nicht. Der Maire, welcher als Ortsvorstand auch ein Wörtlein bei der Ernennung an diesen Posten mitzusprechen hatte, erhielt die Besuche mehrerer stellenlustigen Kandidaten, die ihm „zu Hof ritten,“ wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt. Einer dieser hoffnungseligen Bewerber hatte zufällig erfahren, daß man sich bei dem wackeren Herrn Maire nicht besser in Gunsten setzen und seine Zuneigung erhalten könne, als wenn man mit ihm von seinem Lieblingskapi-

tel, dem Viehstand, spräche, und hatte sich diesen Punkt ad notam genommen und hinter die Ohren geschrieben. Nachdem er nun sein Anliegen vorgebracht und den Maire um seine kräftige Befürwortung und Unterstützung höflichst ersucht hatte, suchte er das Gespräch auf dessen Steckenpferd zu lenken und sagte: „Wie ich gehört habe, Herr Maire, sind Sie ein tüchtiger und ausgezeichnete Agronom, ein allbekannter Landwirth, und besonders ist die Viehzucht bei Ihnen, und durch Sie, im ganze Dorfe, sehr bedeutend und stark verbreitet und recht im Gange.“

Mit großen Augen schaute der Maire den Kandidaten an, schüttelte unwirsch den Kopf und meinte ganz verstimmt: „Ei, ei, was schwätzen Sie da für dummes und albernes Zeug, Herr? Weder bei mir, noch in einem einzigen Hofe unseres Dorfes, werden Sie das geringste Anzeichen der Viehsucht entdecken. Die kennen wir bei uns nicht!“

#### Aus dem Leben eines Lieberdichters.

Es war gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges, als Georg Neumark, der zu Schleusingen, im Thüringerland, die lateinische Schule besucht hatte, weitweg vom Kriegsgetümmel, zu Königsberg, die Rechtsgelehrsamkeit studirte und, nachdem eine Feuersbrunst seine kleine Habe bis auf den letzten Heller verzehrt hatte, sich noch während einiger Jahre im alten Königreich Polen aufhielt. Als er aber den Abschluß des Friedens vernommen, eilte er nach der lieben Heimath zurück und suchte vorerst in Hamburg sich durch Rechtsgeschäfte sein Brod zu erwerben.

Allein, da er fremd und unbekannt war, wurde es ihm außerordentlich schwer, in der großen Handelsstadt eine Kundschaft zu gewinnen. Zwar hatte er sich ein ganz kleines Stübchen für wenig Geld gemiethet und lebte überhaupt so sparsam als möglich. Dennoch schmolz die früher zurückgelegte Summe von Tag zu Tag zusammen, und kein neuer Zuschuß kam hinzu. Schneller als er glaubte, sah sich Neumark in die bitterste Noth versetzt. Niemand wußte davon; Niemand bekümmerte sich darum.

Das einzige, was den verlassenem Fremdling in den trüben Stunden beruhigte, war seine Gambe, eine Art Knie-Geige. Er spielte dieses Instrument meisterhaft und sang gewöhnlich ein frommes Lied dazu.

Ein Tag um den andern verstrich, ohne daß Neumarks Bemühungen um Erwerb glücken wollten. Wie manchmal saß er in seinem leeren

Stübchen und verzehrte das Stück trocken Brod, das er sich gekauft hatte! Wie manchmal weinte er heiße Thränen im Verborgenen und seufzte aus traurigem Herzen zum himmlischen Vater empor! Und zuletzt fehlte ihm sogar das trockene Brod.

Nach mehreren durchhungerten Tagen zwang ihn endlich seine Noth zu dem schwersten Schritt. Er mußte sehen, ob er seine liebe Geige verkaufen könnte. Nur noch einmal wollte er darauf spielen, allein es klang gar zu traurig und er mußte aufhören.

So geht er denn zu einem Tröbder, und nach langem Hin- und Herhandeln ließ Neumark dem filzigen Mann sein werthvolles Instrument mit schwerem Herzen um einen sehr geringen Preis. Er kaufte sich Brod und aß es gierig in seiner Wohnung. Aber die große Betrübniß trieb ihn hinaus vor die Stadt, denn er meinte, unter dem freien, heitern Gotteshimmel, beim fröhlichen Gesang der Vögel und im Anblick des Segens Gottes, müsse auch er getrost und zuversichtlich werden. Allein er blieb traurig nach wie vor.

Als er langsam und schwer bekümmert gen Hamburg zurückschritt, klopfte ihm unerwartet ein Herr auf die Schulter und fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit. Neumark entschuldigte sich, daß er ihm solches nicht auslegen könnte, da sein Leiden viel zu groß wäre, als daß es Jemand verstehen möchte. Doch der fremde Herr versicherte ihm, auch er habe seine Sorgen und könnte ihm vielleicht durch sein Mitgefühl die Last erleichtern; und der Bedrängte erzählte ihm ohne Scheu seine ganze Noth.

Anfmerksam und schweigend wurde er angehört. Dann, indem die Beiden eben vor ein sehr vornehmes Haus gelangt waren, forderte der Unbekannte seinen verwunderten Begleiter auf, mit ihm einzutreten. Prachtig waren alle Zimmer geschmückt. In einem derselben zeigte der Herr dem jungen Rechtsgelehrten einige Schriften, und fragte ihn, ob er sich wohl getraue, ihm darüber einen Aufsatz zu schreiben. Neumark bezahete mit Freuden, nahm die Schriften und brachte nach wenigen Stunden schon die verlangte Arbeit zurück.

Und nun, wer war der fremde, freundliche Herr? — Der Gesandte von Schweden, Freiherr von Rosenkranz genannt. Nach Durchlesung des Aufsatzes, fand er ihn so gut ausgearbeitet, daß er den armen Neumark nicht bloß reichlich dafür bezahlte, sondern ihm auch

ine Anstellung in seinem Arbeitszimmer anvertraute und in seinem eigenen Hause wohnen ließ.

Sobald der junge Mann wieder das erste Geld in Händen hatte, eilte er vor allen Dingen zum Trödler, kaufte sich seine liebe Geige, freilich um einen höhern Preis, als er jüngst dafür erhalten, zurück, und statt in seine neue schöne Wohnung zu gehen, begab er sich erst in sein altes, armseliges Kämmerlein, pries den treuen Gott mit lauter Stimme für die wunderbare Hülfe aus großer Noth, dichtete Ihm ein Danklied aus vollem Herzen und spielte die gleichfalls von ihm gefertigte Melodie, oder Singweise, auf seiner theuern Geige dazu.

Und dieses fromme, tröstliche Lied ist bekannt und beliebt geworden in den deutschen Landen und wird bis auf diese Stunde noch oft und gern gelesen und gesungen. Es beginnt mit den schönen Worten: Wer nur den lieben Gott läßt walten, und sein Schluß lautet: Denn wer nur seine Zuversicht auf Gott setzt, den verläßt Er nicht!

#### Eine Bärenjagd in Californien.

(Mit einer Abbildung.)

Eines Sonntag Morgens, nicht lange nach unserer Anfunft in den Fundgruben, nahmen vier Goldgräber ihre Flinten und begaben sich, da sie gerade nichts Besseres zu thun hatten, auf die Jagd, um einen grauen Bären zu erlegen. Keiner aber von ihnen verstand etwas von dieser Art Jagd, oder wußte etwas näheres über das Thier, das sie angreifen wollten. Sie waren sämmtlich in Städten groß gewachsen und hatten bis jetzt einen Bären höchstens in einer Menagerie gesehen. Unter ihnen befand sich auch ein Deutscher, Namens Heinrich Rothe, dem die Aussicht auf eine Bärenjagd nicht wenig Vergnügen zu machen schien.

„Möge diese Jagd euch wohlbekommen, ihr Jungens!“ riefen einige der erfahrenen Goldgräber ihnen nach; und nehmst euch besonders in Acht, daß euch die Bären nicht zum Mittagemahl verspeisen!“

„Dho, 's hat keine Noth!“ lachten die Fortziehenden; wir lassen uns nicht so leicht abschrecken.“

Nach einem zweistündigen Marsch hatten die Jäger die felsige Hügelkette erreicht, wo, wie man ihnen gesagt hatte, Bären sich aufhalten sollten. Sie hielten deshalb eine scharfe Umschau, und waren dabei gar nicht mehr so keck und zuversichtlich wie beim Abmarsch aus dem Lager.

Indeß hatten sie nach längerem Umherstreifen noch nichts gesehen, und da Mittag herannahte, so setzten sie sich nieder, um den mitgebrachten Mandvorrath zu verzehren. Solches geschah auf einem ziemlich hohen Hügel. Ein einziger schlanker Baum, von 25 bis 30 Zoll im Umfang, war auf diesem felsigen Platze sichtbar und stand ganz in der Ecke eines steilen Abhangs. Die Jäger lagerten sich in seiner Nähe. Nach beendigtem Mahl waren Alle der Ansicht, man müsse die Jagd aufgeben und umkehren. Sie hatten das edle Baidwerk bereits satt.

Da sprang plötzlich Jak Stevens, einer der Jäger, empor, deutete nach einer Richtung hin und rief erschrocken aus: „Da schaut, Jungens, was dort kommt!“

Aller Blicke späheten nach der angedeuteten Richtung hin. Ein gewaltiger Bär kam in offensbar feindseliger Absicht drohend heran.

Durch diese unerwartete Ueberraschung verwirrt, verloren die Bursche alle Besinnung, und onstatt sich zum Kampfe zu rüsten, warfen sie ihre Flinten weg und liefen insgesammt auf den Baum zu, der allein die nöthige Sicherheit zu gewähren schien. So schnell als möglich kletterten sie an dem schlanken Stamm hinauf, während der Bär raschen Schrittes herantrabte. Raun hatte der Letzte sich in den schützenden Nestern geborgen, als auch das Thier am Fuße des Baumes anlangte und durch allerlei Zeichen, die den Jagdliebhabern keineswegs gefielen, seinen übeln Humor an den Tag legte. Mit athemloser Aufmerksamkeit beobachteten sie alle Bewegungen des Bären, der, einer Schildwache gleich, in gemessenen Schritten den Baum umkreiste. Endlich kam er näher, stellte sich wildbrummend auf die Hintertagen und umfaßte mit den vordern den Stamm.

„Kreuzbataillon! Donner und Wetter!“ rief einer der Geflüchteten befürtzt aus; „ich glaube, der Kerl will uns nachsteigen!“

„Und wir haben nicht einmal unsere Gewehre!“ meinte ein Anderer. „Wir sind Feiglinge! Bekommt man im Lager Wind davon, so werden wir weidlich geuzt!“

Mittlerweile schüttelte der Bär gewaltig an dem Baume herum, als wollte er ihn niederreißen. Während aber die Jäger mit der größten Spannung dieses Treiben des Raubthiers betrachteten, war eine andere Gefahr ganz ihrer Aufmerksamkeit entgangen. Unter ihrem vereinten Gewicht und durch das heftige Rütteln und Schütteln des Bären hatte sich der schlanke Baum gebogen, und zwar nach der Seite des tiefen und steilen Abhangs

zu. Sollte derselbe, was zu befürchten war, abbrechen, so kamen sie in Gefahr am Felsen zerschellt zu werden. Ja! Stevens war zuerst auf diese gefährvolle Lage aufmerksam geworden.

„Gütiger Gott,“ rief er plötzlich aus, „wenn der Baum sich noch mehr biegt, oder das zottige Ungethüm da unten fortfährt zu schütteln, so stürzen wir Alle kopfüber den Berg hinunter!“

Ganz unvermuthet ließ jedoch der Bär mit Schütteln nach; das Ding hatte er satt bekommen, dagegen aber fing er an, den Baum auf allen Vieren zu umkreisen.

„Das ist wenigstens etwas zu unsern Gunsten,“ tröstete Stevens. „Nun aber, Kameraden, müssen wir uns so gut wie möglich in unsere Lage schicken und uns so ruhig verhalten als wir können. Vielleicht nimmt die Bestie bald Reißaus!“

Eine Zeitlang sprachen die Goldgräber noch über ihre unangenehmen Aussichten, während der Bär fortfuhr den Baum zu umkreisen, oder zur Abwechslung sich am Fuße desselben niederkauerte und aufmerksam seine vier Gefangenen betrachtete.

So verstrich die Zeit. Die Nacht brach ein, aber der Bär machte keine Miene seinen Wachtposten zu verlassen. In ihrem Elend schimpften die unglücklichen Jäger über ihre eigene Dummheit, über den Bären, über die ganze Welt. Die langen trübseligen Stunden der Nacht, die keines Menschen Freund ist, gingen endlich doch auch vorüber und die Sonne des neuen Tages beleuchtete wieder den hochgelegenen Schauplatz und die halb verhungerten, gliedersteifen Kameraden, zugleich aber auch das immer noch Wacht haltende Raubthier.

„Wie viel Uhr ist es, Ja!“ fragte einer der Jäger, und Stevens, der eine Uhr bei sich hatte, beantwortete die Frage.

„So sitzen wir denn bereits zwanzig Stunden auf diesem verwünschten wackligen Baume!“ klagte ein Anderer. „Wird die Bestie wohl nicht bald abziehen?“

„Und wird sie denn nicht müde oder hungrig!“ rief ein Dritter aus, und Ja's wenig tröstliche Antwort war: „Ja, hungrig genug, darauf könnt ihr euch verlassen, und je hungrier der Bär wird, desto weniger Aussicht auf Rettung ist für uns. Und müde mag er auch sobald nicht werden.“

Kaum hatte Stevens diese Worte gesprochen, da wandte der Bär, zur unaussprechlichen Freude der hungrigen Jäger, ihnen den Rücken, trabte fort und verschwand bald auf dem entgegengesetzten Abhang des Hügel's.

Der geneigte Leser kann sich das Entzücken denken, mit welchem die vier Goldgräber von ihrem Baume herunterstiegen. Sie waren aber ganz steif, wie gerädert, denn es dauerte geraume Zeit, bis sie wieder ordentlich stehen und gehen konnten. Sie krochen vorerst zu ihren Flinten hin, sehr froh, so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu sein. Stevens und zwei Andere machten sich, so gut 's gehen wollte, auf den Heimweg, während Heinrich Kother, der Deutsche, sich auf den Boden legte, um, wie er sagte, erst seine Glieder tüchtig zu strecken und zu dehnen, bevor er heimkehre.

In der Meinung, der steife Kamerad werde ihnen gerade nachfolgen, schritten die Uebrigen indeß süßbaß. Nachdem sie eine kleine Strecke gegangen waren, wandte Stevens sich um und sagte: „Ei, warum kommt denn der Heinrich nicht?“

Die beiden Andern schauten ebenfalls zurück, und einer spottete: „Dort liegt er noch auf dem Boden; die deutsche Schlafkappe muß immer was Besonderes haben!“

Gleich darauf riefen alle Drei wie in einem Athem aus: „Dort kommt ein Bär!“ Und wirklich erschien soeben ein grauer Bär auf der Spitze des Hügel's, kaum hundert Schritte von dem Orte wo der Deutsche lag, nichts von der ihm drohenden Gefahr ahnend.

Als das Thier, nach einer kurzen Umschau, Heinrich Kother erspäht hatte, sprang es sogleich auf ihn zu. In demselben Augenblicke schrieen seine Kameraden aus voller Kehle: „Ein Bär, ein Bär! Nimm dich in Acht, Harry, nimm dich in Acht!“

Bei dem Worte „Bär“ sprang Heinrich Kother blitzschnell auf und sah, daß der Bär, derselbe Bursche, der ihnen schon früher so sehr zugesetzt hatte, keine fünfzig Schritte mehr von ihm entfernt war. Diesmal behielt der Bedrohte so viel Geistesgegenwart, sein Gewehr nicht fallen zu lassen, und nach einigen Minuten, als das Thier zehn bis zwanzig Schritte näher gekommen, hob er in der Verzweiflung die Flinte empor und drückte los. Es schien aber nicht, als ob er gut getroffen hätte, denn der Bär, ohne sich um den Schuß zu kümmern, kam immer näher und näher. Da Heinrich selbst dachte, er habe fehl geschossen, warf er seine Flinte weg und verließ sich auf seine Füße. Zu gleicher Zeit nahmen auch die drei Andern, so schnell sie konnten, Reißaus.

Indeß folgte der Bär dem Deutschen dicht auf den Fersen nach. Dieser hielt aber, wenn auch keuchend und nach Lust schnappend, anfangs

ich das Entsch  
Goldgräber  
Sie waren aber  
dauerte geram  
leben und ghe  
ihren Hüften  
davor gekam  
machten sich  
wische, sich  
sage, erst sein  
denken, denn  
kamerad noch  
die Uebigen  
Kleine Strich  
sich um an  
der Heim  
falls zurück  
och auf den  
unruh inne  
ie in einem  
Und wick  
der Spitze  
von dem  
der ihm  
Amischau,  
sogleich  
schießen  
im War.  
imm dich  
ch Rothe  
derelche  
er zuges  
ihm ent  
here so wil  
jollen ja  
das Tier  
immer, bei  
mmer mit  
ed er gar  
sich um ho  
und nicht  
geschaffen  
er auf jern  
er dem Ho  
biste au  
vom nach  
anfang



Eine Bärenjagd in Californien.



wacker aus, obschon sich die Entfernung zwischen beiden immer mehr verminderte.

Stevens und seine zwei Gefährten waren unterdessen an der Seite des Hügels verschwunden, und als Heinrich an die Stelle gelangte, wo sie unsichtbar geworden waren, hatten sie schon den ebenen Boden erreicht. Gleichzeitig war der Bär nur noch wenige Schritte von Heinrich entfernt und ein Zusammenstoß schien unvermeidlich, der wirklich auch an der Kante des Abhangs stattfand. Die Folge davon war, daß der Deutsche und das Raubthier zusammen den steilen Abhang hinabkollerten. Fest in einander verschlungen, rollten sie übereinander hinunter, ohne daß einer dem andern etwas anhaben konnte. So gelangten sie in kurzer Zeit an den Fuß des Hügels, wo die drei Andern, sehr verschieden von ihrem früheren Benehmen, mit erhobenen Flintenkolben bereit standen, dem Bären die Hirnschaale einzuschlagen, was eigentlich eine große Dummheit war, weil ein Schlag auf den harten Schädel eines Bären kaum einen größeren Eindruck hervorbringt, als wenn er auf den festen Felsenboden gefallen wäre.

Als jedoch Heinrich und der Bär auf den mehr ebenen Boden kamen, ließ das Thier plötzlich seinen Helden fahren und beide rollten auseinander.

„Wahrhaftig, der Bär ist todt!“ rief jetzt Stevens aus, nachdem er den Regungslosen genau besichtigt hatte.

„Und Harry sieht jaust auch so aus,“ meinte ein Anderer.

Der Bär war wirklich todt. Heinrichs Schuß hatte ihn ins Herz getroffen. Trotzdem aber war das wüthende Thier mit seiner gewaltigen Lebenskraft noch im Stande gewesen, seinen Gegner mehrere Minuten lang zu verfolgen und zu umklammern.

Heinrich Kother war nicht todt, wohl aber stark zerrissen und zerschlagen. Sein jetziger bewustloser Zustand war bloß eine Folge der Verwundung. Nach einiger Zeit kam er zwar wieder zu sich, befand sich aber in einer so übeln Verfassung, daß ihn seine Kameraden ins Lager zurücktragen mußten.

Dort wurde die Geschichte von der Bärenjagd nach und nach bekannt und rüchbar und veranlaßte gar mancherlei Spässe und Neckereien, denn wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Dieses Sprüchwort hat auch seine Geltung in dem goldreichen Californien.

Nach kurzer Zeit erholte Heinrich Kother sich wieder von seinem Schrecken und seinen Verletzungen, und wurde später, gegen alle Erwar-

tung, ein eben so muthiger als eifriger Bärenjäger.

### Das Murmelthier.

Pepoli war ein armer Tagelöhner in dem gebirgigen Lande Savoyen. Eigentlich ist ganz Savoyen ein armes Land; wenn man also bei einem Savoyarden noch besonders das Wörtchen arm zusetzt, so muß er sicher sehr arm sein. Und das war Pepoli im ganzen Sinne des Wortes, denn mit der angestrengtesten Arbeit gewann er kaum Brod für sich, seine Frau und seine sieben Kinder.

Sepp, Pepoli's ältester Sohn, sah die große Noth und die schweren Sorgen der Eltern, und das Herz blutete ihm, daß er noch zu schwach und unerfahren war, ihnen einen Theil der Last abzunehmen. Es fehlte bei ihm wahrlich nicht an guten Vorsätzen, dieselben aber auszuführen, das war eine ungleich schwierigere Sache. Auf einem Sandhügel in der Nähe der elterlichen Hütte hatte Sepp ein paar Murmelthiere gefangen, die er mit heim nahm und zähmte, so daß sie ihm wie Hündchen überall nachliefen. Er gewöhnte sich gar sehr an die Thiere und es fiel ihm schwer sich von ihnen zu trennen. Da er nichts Besseres zu thun hatte, so kam er auf den Einfall, sie zu allerlei Kunststücken abzurichten.

Solches gelang ihm schneller und besser als er geglaubt hatte. Es fehlte ihnen nur die Sprache, sagte er, um den Menschen gleich zu sein, denn sie sind fast eben so klug.

Alle hatten ihre Freude an den Murmelthieren, und selbst der ernstgestimmte Vater beschäftigte sich mit ihnen, wenn er müde von der harten Arbeit nach Hause zurückkehrte.

Eines Tages sagte ein Nachbar zu dem Knaben: „Sepp, deine Murmelthiere sind so geschickt, daß du mit ihnen nach Paris ziehen könntest, um sie für Geld sehen zu lassen.“

Das fuhr dem muntern Knaben durch den Kopf. Er überlegte hin und her und kam zuletzt zu dem Entschlusse, aus dem scherzhaft hingeworfenen Worte des Nachbarns Ernst zu machen. Sofort begann er, für seine Murmelthiere ein Kästchen zu bauen, so gut's eben gehen wollte, in welchem er ihnen ein weiches Lager bereitete. Na dem Kästchen befestigte er einen Strick zum Tragen.

Mit einem Knotenstock in der Hand und dem Kasten über der Schulter trat er eines Morgens vor die erstaunten Eltern und meldete ihnen, daß er nach Paris ziehen wolle, um mit den beiden Murmelthieren Geld zu verdienen. Es wird Euch

so schwer," sagte er, „für uns Kinder das Brod zu erwerben, darum is's also nicht mehr als billig, daß ich Euch helfe.“

Vater und Mutter wollten ihm den abenteuerlichen Gedanken ausreden, aber Sepp hatte denselben so fest gefaßt, daß er durchaus nicht davon lassen wollte. Sie gaben ihm daher endlich ihren Segen und ließen ihn in Gottes Namen ziehen.

Barfuß wanderte der Junge in die weite Welt hinaus. Wo Paris eigentlich lag, und welchen Weg er einschlagen mußte, um dasselbe zu erreichen, das wußte er nicht; allein dieß kümmerte ihn wenig, mußte er doch schon am selben Tage ein Mittagsbrod für sich und seine Gefährten haben. Wo ihm das gespendet wurde, das galt ihm gleich.

Schon im nächsten Dorfe begann er vor den Häusern der Bauern seine Künste und sang dazu die Savoyardenlieder, welche er von seiner Mutter erlernt hatte. Den guten Bauern war das Schauspiel damals noch neu, deßhalb ergötzten sie sich ganz absonderlich daran und gaben ihm nicht allein reichlich zu essen, sondern auch einige Kupfermünzen, die er sorgfältig in einen besonderen Behälter seines Rastens legte.

Dieser gute Anfang gab ihm Muth, und nun pilgerte er singend und die Kunststücke seiner Lehrlinge zeigend von einem Dorfe zum andern, bis er nach langer Wanderung den Rhein erreichte, wo die Leute eine ihm fremde Sprache redeten. Sein Geldvorrath war jetzt schon ziemlich angewachsen, und da er überall wohlthätige Menschen fand, die ihm Nahrung reichten und er also selbst kein Geld bedurfte, so sandte er den ganzen Vorrath durch eine gute Gelegenheit seinen lieben Eltern.

Im Geiste genoß er die Freude mit, welche sie beim Empfang des Geldes empfinden mußten, und segnete den Entschluß, welchen er in seinem heimatlichen Dorfe gefaßt hatte.

Daß Paris so erschrecklich weit war, wie es sich nun auswies, hätte er sich freilich nimmer gedacht. Je weiter er sich von der Heimath entfernte, je mehr sich die Sprache, die Sitten und Trachten änderten, desto mehr empfand er das Verlangen, wieder mit den Seinigen vereinigt zu sein; aber der Gedanke, daß er daheim nur zur Last falle, während er in der Fremde seinen Eltern von Nutzen war, hielt ihn aufrecht, und so wanderte er denn trotz Schmerz und Weh den Rhein hinunter bis in's schöne Deutschland, wo sich die Gaben bedeutend vermehren.

Jedesmal, wenn er eine größere Stadt verließ, sandte er eine hübsche Summe Geldes nach

Hause und ließ sich dabei von einem des Schreibens Kundigen einen herzlichen Brief aufsetzen. Ich will kein Geld bei mir behalten, dachte der gute Sohn und Bruder, denn daheim haben sie's nöthig, und ich könnte faul und träge werden, wenn ich mit der Zeit eine große Summe beisammen hätte.

So mußte Sepp also immer wieder von Neuem zu sammeln anfangen. Was Manchen zum Mißmuthen hingerissen hätte, das spornte ihn nur zu desto größerem Fleiße und Sparsamkeit an.

Endlich setzte er den Fuß auf französischen Boden. Hier aber betraf ihn ein großes Unglück. Obschon er seine Marmelthiere so zärtlich pflegte, wie eine Mutter ihre Kinder, so wurde ihm doch eines krank und starb nach wenigen Tagen.

Sepp war untröstlich. Lange konnte er seine Lieder nicht mehr singen, und ging erstlich mit dem Gedanken um, in die Heimath zurückzukehren. Doch faßte er wieder guten Muth, wenn er an Eltern und Geschwister dachte, denen er Hülfe bringen mußte, und so setzte er denn seine Reise fort.

Der Winter war gegangen und wieder gekommen; da endlich erreichte er die Stadt, um deren willen er vor langer Zeit aus seinem Vaterlande hinweggezogen war. Es schien, als ob sein Marmelthier die Wichtigkeit des Ortes erkannte, denn es machte seine Künste noch einmal so gut wie sonst. Das gab auch dem Sepp frischen Muth; er sang, daß es laut durch die Straßen klang. Und die fremden Weisen gefielen den Parisern so gut, daß es Soußstücke wie Schneeflocken in seinen Hut regnete.

Da wurde er eines Tages in das Haus eines vornehmen Mannes gerufen, dessen Kinder das Thier und seine Künste in der Nähe sehen wollten. Sie waren ganz darüber entzückt, und riefen einmal über das andere: „Vater, Vater, kaufe uns das Marmelthier!“ Dieser wollte anfangs nichts davon wissen; da er jedoch sah, wie sehr seine Kinder daran hielten, sprach er zum Sepp: „Wenn du mir das Thierchen überlässest, so will ich dir dafür deinen Hut mit Silberstücken füllen.“

„Damit wäre meinen Eltern auf einmal geholfen!“ jubelte der Savoyarde, und sprang vor Freuden in die Höhe. Dann aber ward er plötzlich stille und dachte: Es ist viel Geld, sehr viel und ich könnte in Jahr und Tag die Summe nicht verdienen, allein —

„Nun,“ fragte der Herr, „worüber grübelst du so nach und antwortest mir nicht?“

„Ach,“ entgegnete Sepp, „ich habe mein

Murmeltier so lieb; ich kann nicht von ihm scheiden! Auch fürchte ich, daß die Kinder es nicht gut behandeln. Wenn es krank würde oder gar stirbt! Lieber wollte ich doch arm bleiben, als...“

„D beruhige dich,“ ermunterte der Herr. „Ich verspreche dir, daß sie es gut halten und ihm nichts zu Leide thun.“

Da glänzten Sepp's Augen wieder durch die Thränen welche sich schon gesammelt hatten. „Ich will es Ihnen lassen, lieber Herr,“ sagte er, „aber Sie müssen mir erlauben, daß ich jede Woche einmal komme, um es zu sehen.“

„Dies gewähre ich dir mit Freuden,“ war die tröstliche Antwort. —

Als Sepp den Hut voll Frankenstücke hatte, traten ihm abermals die Thränen in die Augen. Dann küßte er rasch sein Murmeltier und wandte sich zum Gehen.

„Was wirst du nun in Paris vornehmen?“ fragte der Herr.

„Ich werde mir einen Dienst suchen,“ antwortete Sepp, „um recht viel zu ersparen.“

„Und was willst du mit dem Ersparnen anfangen?“ forschte der Herr weiter.

Erstaunt sah Sepp den Frager an, und sagte: „Was sollte ich anders damit anfangen, als es meinen Eltern schicken! Das versteht sich ja von selbst!“

Solches gefiel dem Herrn, und er fragte seine Kinder, ob sie den jungen Savoyarden wohl als Bedienten bei sich behalten möchten.

„D ja,“ riefen Alle einstimmig, „er soll hier bleiben!“

Da war dem armen Sepp geholfen. Sogleich erhielt er Bedientenkleider und blieb in dem Hause, wo er ein schweres Stück Geld verdiente und doch alltäglich sein liebes Murmeltier sehen konnte.

Nach Jahr und Tag fragte er um die Erlaubniß, seine Eltern einmal besuchen zu dürfen, was ihm gern gewährt wurde. Wie ein vornehmer Mann erschien er in dem kleinen heimathlichen Dorfe, wo Alle ihn als ein Wunder anstaunten. Seine Eltern aber waren durch seine Ersparnisse zu vermögenden Leuten geworden.

Von dieser Zeit an zogen alljährlich viele Savoyardenknaben nach Paris, um ihr Glück mit Murmelthieren zu machen, aber nicht Allen erging es so wohl wie Sepp, weil nur Wenige sein vortreffliches Herz und wahre, fromme Kindesliebe hatten.

### Der Trunk.

Von allen Uebeln und Lastern, den Geiz ausgenommen, wie's in der Bibel heißt, ist kaum eines so groß, wie der Trunk, denn dieser geübt häufig alle andern. Die besten, die redlichsten, arbeitsamsen und frömmsten Männer sinken unter das Vieh hinab, sobald sie dieser abscheulichen Leidenschaft, der Völlerei, fröhnen; sie vergessen Ehre und Ruf und sind zuletzt nichts mehr als gierige Weinz-, Bier- und Schnaps-schlänche, denen Jedermann aus dem Wege zu kommen sucht.

Der Schlosser Paul Cürten war im ganzen Städtchen wegen seines Fleißes, seiner Redlichkeit und seines häuslichen Glückes bekannt. Seine Frau, die muntere Wilhelmine, pflegte mit Stolz zu sagen, daß sie den besten aller Männer habe, und sie hatte Recht. Wenn es nur eben anging, waren die zwei den ganzen Tag zusammen: er am Schraubstock, mit Hammer und Feile beschäftigt, und sie in seiner unmittelbaren Nähe mit einer häuslichen Arbeit. Dann fangen die Weiden, daß es in die Straße hinausschallte, und die Vorübergehenden bisweilen an's Fenster herankamen, um zuzuhören.

Dieses fröhliche und gemüthliche Leben machte den Eheleuten Cürten die Arbeit so lieb, daß sie einen rechten Genuß darin fanden und für viel Geld nicht eine Stunde müßig gesessen hätten. Es konnte nicht fehlen, daß unter solchen Verhältnissen das Hauswesen gut voranging und ein Stück Geräte nach dem andern angeschafft werde konnte. Die Kinder sahen gesund und wohlgenährt aus und waren sauber angezogen. Vater und Mutter selbst gaben das Bild eines kernigen, gediegenen Wohlstandes.

Wie's nun gekommen ist, daß Paul Cürten an's Trinken gerieth, ist eine schwer zu beantwortende Frage, denn es braucht sich dazu oft nur einer kleinen Ursache, und das Uebel ist geschehen. Erst war's freilich blos ein wenig, aber die Lust zum Trinken wuchs mit jedem Tage, so daß die arme, besorgte Hausfrau oft ihre gute Laune verlor und ihm eine Strafpredigt hielt.

„Du mußt dich nicht von einem Weibe hofmeistern und abkapiteln lassen,“ hezten seine Zechbrüder, sondern Haare auf den Zähnen haben! Die Weiber sind ja doch nur unfertwegen da, und wenn wir nicht arbeiten, so wird ihnen der Brodkorb höher gehängt und sie können schnar-maulen.“

Also gehezt und aufgestachelt, hörte der Schlosser die Bitten seiner braven Frau gar nicht mehr

an, oder erwiderte sie mit Schimpfreden, was doch sonst gar nicht in seiner Art lag. Das gemeinschaftliche Arbeiten und das fröhliche Singen hörten auf, dafür aber vernahm man nicht selten ihre zankenden Stimmen, wie sie in furchtbarem Zorne sich einander zu überschreien suchten.

Der Engel des Friedens verließ trauernd das sonst so glückliche Haus und suchte sich eine andere Wohnstätte. Der Geist der Zwietracht, so häßlich anzusehen, zog an seine Stelle. Schnell ging das Hauswesen hinter sich, wie die Krebse, ein Stück aus dem Haushalt nach dem andern mußte verkauft werden; bald sahen die Kinder unreinlich, zerlumpt und verkommen aus, denn die sonst so rührige und fleißige Mutter verlor gänzlich die Lust zur Arbeit.

Unglücklicher Weise kam nun das verhängnißvolle Jahr 1848 mit all' seinen Umwälzungen. Paul wurde Mitglied der Nationalgarde; fast jeden Abend ging er mit seinem Gewehr auf die Wachtstube, wo's natürlich nicht ohne Karren, Bier und Schnaps herging. Je länger die Bürgerwehr dauerte, desto später kam er nach Hause, und oft wurde es sogar Morgen darüber.

Einst war Frau Wilhelmine unvorsichtig genug, ihn mit bitteren Vorwürfen zu empfangen, als er ganz viehisch betrunken heimkam. „Holla, Weib, du hast noch nicht gehorchen gelernt!“ stotterte Paul mit schwerer Zunge; „es ist hohe Zeit daß du's in den Kopf kriegst. Da, nimm das Gewehr! Ich will jetzt kommandiren, und du sollst das Exercitium machen!“

Und er zwang sie unter schrecklichen Flüchen und Schlägen die Flinte zu handhaben, auf- und abzumarschiren, zu schultern und den Hahn zu spannen.

Von Furcht und Schrecken ergriffen, sprangen die Kinder aus dem Bette und jammerten und schrieten erbärmlich, aber den betrunkenen Mann rührte das nicht.

Als er endlich kraftlos zusammen sank und einschlief, da fühlte die arme Frau, daß der letzte Nest von Liebe aus ihrem Herzen gewichen sei, und noch während der Nacht nahm sie ihre Kinder und flüchrete sich mit denselben zu ihren Eltern. Seitdem sind die sonst so glücklichen Ehegatten nie wieder zusammengekommen; jedes von ihnen verzehrte sich heimlich im Elende. Das waren die traurigen Folgen der Wöllerei!

### Der glückbringende Dreschflegel.

(Mit einer Abbildung.)

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als König Jakob V. noch über das gebirgreiche Schottland regierte, lebte in der Nähe des königlichen Meierhofs, nicht weit von Edinburg, der Haupt- und Residenzstadt gelegen, ein armer, aber reblicher und fleißiger Mann, Namens John Howickson, der in dem großen Meierhof als Tagelöhner angestellt war. Von Morgens früh bis Abends spät arbeitete er rüstig und unverdrossen, um das tägliche Brod für sich und für Weib und Kinder zu verdienen. Trotz des anhaltenden Fleißes war aber John's Verdienst nur spärlich, und während ihr Gatte im schweren Taglohne sich abmüdete, ließ es seine brave Frau daheim im Haushalt auch nicht fehlen an Fleiß und Sparsamkeit, um mit Ehren durchzukommen. Mangel jedoch litten die guten Leute keinen; wenn auch saftige Braten eine Seltenheit auf ihrem Tische waren, so mundete ihnen doch das schwarze Brod und eine kräftige Zwiebelsuppe ganz köstlich, und dazu war John immer guten Rutes und ausgelegt zur Arbeit. Er meinte freilich manchmal, so im Stillen für sich, ja, wenn Brachead, der Meierhof da, mir angehörte und ich nicht mehr als Tagelöhner drinn zu hantiren und zu rackern und zackern brauchte, so könnte die gute Betty, meine liebe Frau, den Haushalt besser führen und mit weniger Sorgen die Kinder groß ziehen. Doch, was ist halt da zu machen! Jedermann kann nicht reich sein, sonst würde Keiner mehr für den Andern arbeiten wollen. Ich will mich daher geduldig in mein Loos fügen, und auch ferner dem treuen und barmherzigen Gott vertrauen; Er wird mich und die Meinen nicht verlassen!

Eines Tages war John in der an den Meierhof stoßenden Scheune mit Dreschen beschäftigt und schwang lustig und wohlgemuth den schweren Flegel. Plötzlich hörte er von draußen her lautes Geschrei und Schwertergeklirr. Dazumal war's nicht ganz sicher auf den Straßen in Schottland. Der kriegerischen Zeiten wegen zogen Zigeuner, Räuber und Mörder und entlaufenes Kriegsgefindel schreckenerbreitend im Lande umher, griffen die Reisenden an und wagten sich bisweilen sogar in alleinstehende Meierhöfe und plünderten und raubten darin nach Gutdünken. John, dem das Herz am rechten Flecke saß, bedachte sich nicht lange, sondern eilte mit

seinem derben Dreschflegel hinaus, um zu schauen, was es da Neues gäbe. Er erblickte gleich einen vornehm aussehenden jungen Mann, in kurzem, schwarzsammetnem Rock, der eher einer Jacke gleich sah, ein federgeschmücktes Barret auf dem Kopfe, der sich ritzerlich gegen fünf oder sechs Kerls vertheidigte, die ihn auf offener Straße angegriffen hatten am ihn zu berauben. Trotz seiner tapfern Gewehr stand's dem jungen hübschen Mann schon sehr nahe, ein Opfer der gut bewaffneten Räuber zu werden, als John zu seiner Hülfe herbeieilte und mit kräftigem Arm seinen Dreschflegel den Wegelagerern um die Köpfe sausen machte, daß ihnen Hören und Sehen verging und sie nichts Eiligeres zu thun hatten, als sich aus dem Staube zu machen, den dammen Bauer sammt seinem Dreschflegel verwünschend, der ihnen so überwerch in den Weg gekommen war und ihren Plan vereitelt hatte.

„Herzlichen Dank, guter Freund,“ sagte der junge Mann und reichte dem wackern John die Hand. „Ohne Euch wär's um mich geschehen gewesen, denn meine Kräfte waren zu Ende, und die Schurken setzten mir hart zu. Nochmals, herzlichen Dank!“

„Ihr müßt den kleinen Dienst nicht zu hoch anschlagen, lieber Herr,“ meinte John bescheiden, „und man soll ja seinem Nächsten beispringen in der Noth. Wenn ich's aber recht bedenke, so war's ein Glück für Euch, daß ich zu drischen hatte und nicht mit allen andern Knechten des Meierhofs weit hinaus auf die Felder geschickt wurde, denn nur zwei alte, schwache Weiber blieben heute daheim, und die hätten Euch von keinem Nutzen beim Angriff der verwünschten Räuber sein können. Kommt jetzt einen Augenblick mit mir in die Scheune; ich will Euch Wasser holen, damit Ihr Euer blutiges Gesicht und Eure blutigen Hände waschen könnt. Die Schufte haben Euch nicht geschont!“

Der junge Reisende, welchen John für einen edeln schottischen Hochländer hielt, ging mit ihm in die Scheune. Er hatte zum Glück keine bedenkliche Wunde, sondern bloß etliche Schrammen erhalten, die jedoch stark bluteten. Der mittelbige Tagelöhner legte ihm Aufschläge von Salz und frischem Wasser darauf, was bald die Schmerzen milderte. Als der Gerettete sich auf einem weichen Bund Stroh in etwas von seinem Schrecken und seiner Mattigkeit erholt hatte, machte John ihm den Vorschlag, ihn ein Stück Wegs auf der Straße nach Edinburg zu begleiten, „denn,“ sagte er, „die Umgegend ist nicht

sicher, und die Spitzbuben, die so feig Reißaus vor meinem Dreschflegel genommen haben, könnten leicht in irgend einem Versteck auf Euch lauern und Rache nehmen für die erhaltenen Flegelbeulen.“

John's Vorschlag wurde angenommen. Er legte seinen Dreschflegel, den Helfer in der Noth, auf die Schulter, und Beide wanderten nun nebeneinander auf der Straße gen Edinburg zu.

„Bis jetzt hab ich's ganz vergessen, Euch um Euern Namen zu fragen,“ sagte der junge Mann; „wie heißt Ihr, mein guter und wackerer Kamerad?“

„Es wird Euch blutwenig nützen, meinen Namen zu kennen, lieber Herr,“ meinte der Tagelöhner lächelnd, „doch, um Euerm Wunsch zu willfahren, sollt Ihr wissen, daß ich mich John Howickson nenne, der Sohn des alten Schäfers bin und schon seit vielen Jahren in jenem Meierhof dort, Brachead genannt und unserm guten König Jakob gehörend, im Tagelohn arbeite. Seht, dort, rechts von der Cramonder-Brücke, liegt die schöne königliche Meierei.“

„Weiß schon; ich kenne den Meierhof,“ entgegnete gutgelant der Fremde. „Wie steht's aber? Seid Ihr mit Euerm Loos und mit Euerm Verdienst zufrieden?“

„So, so, lala! 'S könnte etwas besser sein!“ sagte John ganz offenherzig, setzte indessen gleich hinzu: „doch wäre ich undankbar gegen den lieben Gott, wenn ich klagen und murren wollte, denn er schenkt uns Gesundheit und das tägliche Brod, und mein Weib ist fleißig und sparsam und weiß auszukommen mit meinem geringen Verdienst. Aber, aufrichtig gestanden, lieber Herr, wenn ich so bei meiner Arbeit bin, besonders beim Pflügen, wo man Zeit hat, seinen Gedanken Audienz zu geben, so kommt's mir oft ganz unwillkürlich in den Sinn, daß, wenn ich einmal das Glück hätte, königlicher Pächter auf dem Bracheader Hofe zu werden, so gäb's in ganz Schottland keinen glücklicheren Mann als ich. Das würde dem König nicht viel machen, denn er hat ja Meierhöfe um und um. Doch, halt's Maul, John! Du schwafest da dummes Zeug!... Und Ihr, lieber Herr, wer seid Ihr, wenn ich fragen darf.“

„Ich bin der Pächter von Ballengiech,“ antwortete der Fremde. „Das Gut gehört auch dem König Jakob, trägt aber nicht viel ein, und wenn ich nicht durch ihn eine kleine Anstellung an seinem Hofe noch dazu erhalten hätte, so würde es knapp bei mir hergehen!“

„Was! Ihr steht im Dienste unseres guten

jeig Weigand  
 n haben, Kenn-  
 auf Euch lau-  
 stenen Flegel  
  
 kommen. Er  
 in der Noth,  
 anderten von  
 burg ja  
 , Euch um  
 lange Mann;  
 dochter Ka-  
  
 meinen Na-  
 e der Lay-  
 Wunich zu  
 mich John  
 Schärer  
 m Wier-  
 m guten  
 arbeits,  
 Brück,  
  
 f, " ent-  
 siche's  
 mit Cu-  
  
 sein!  
 leich  
 en lie-  
 wollte,  
 glische  
 insam  
 ringen  
 lieber  
 beson-  
 seinen  
 's mir  
 , wenn  
 Pächter  
 so gab's  
 en Name  
 t viel ma-  
 und um.  
 weiseil da  
 Herr, wer  
  
 lich, " ant-  
 ert auch dem  
 el ein, und  
 e Woffelung  
 m hätte, so  
  
 sferes gatin



Der glückbringende Dreschflegel.

Königs!“ verwunderte sich John. „Nu, da seid Ihr glücklicher als ich, und könnt den König oft sehen, was mir bis heute noch niemals glücken wollte, und hab ihn doch recht lieb.“

„Wißt Ihr was, guter Freund,“ tröstete lächelnd der Fremde, „wenn ich Euch gerade den König auch nicht zeigen kann, so kann ich Euch doch wenigstens durch seine Zimmer und Säle führen. Kommt nächsten Sonntag nach Edinburg und sucht das Schloß auf. Es wird nicht schwer halten; jedes Kind kann's Euch zeigen. Hinten am Schloß werdet Ihr eine kleine Thür finden, mit einem Anklöpffhammer. Da schlägt Ihr herzhaft an, und dem, der aufschließt, sagt Ihr, der Pächter von Ballengiech hab Euch herbefellt. Das Uebrige wird sich schon von selbst dann machen. — Aber, halt jetzt!“ schloß der räthselhafte Fremdling, „wir wollen scheiden. Empfanget nochmals meinen herzlichsten Dank, wackerer John, für die mir geleistete Hülfe aus Räuberhänden. Ohne Euch wäre ich verloren gewesen. Lebt wohl, auf Wiedersehen am Sonntag!“ Und er drückte seinem Retter dankbar die Hand zum Abschied. —

So gut es eben mit seinem bescheidenen, so gar ärmlichen Kleidervorrath gehen wollte, mußte und putzte sich der gute Tagelöhner am nächsten Sonntag heraus und wanderte getrost und hoffnungsvoll in die Residenzstadt seines lieben Königs, dessen stattliches Schloß er bald ausgekundschaftet hatte. Nicht ohne Wangen und Herzklopfen hob er den schweren Hammer an der bezeichneten kleinen Hinterthür. Laut erdröhnte der Schall und nach kurzem Warten öffnete sich die Pforte. Ein betretter Diener fragte nach seinem Begehre, und kaum hatte er den Namen des Pächters von Ballengiech genannt, so wurde er in einen Saal des Bodengeschosses geführt, in welchem ein mit Speisen und Trank gedeckter Tisch stand. Der Schloßdiener lud den ganz verblüfften John mit höflichen Worten ein, sich an die Tafel zu setzen und sich's recht schmecken zu lassen, er wolle indeß den von ihm verlangten Pächter aussuchen und ihn von seiner Ankunft benachrichtigen.

Zögernd und höchst verduzt setzte sich der brave Tagelöhner an den königlichen Tisch und dachte, wie's scheint, ist's so der Brauch hier, und ich muß mitmachen. Er wagte sich mit Messer und Gabel an eine große, appetitlich aussehende Wildpretpastete und schenkte sich von dem kräftigen, starkgebrauten Bier ein, das in einer umfangreichen Flasche vor ihm stand. Das stimmte ihn

ganz heiter und wohlgenuth, und Alles ringsum erschien ihm im rosigsten Lichte.

Eben wischte sich John den Mund ab, als der junge Mann, den er vor wenigen Tagen mit seinem Dreschflegel aus den Händen der drängenden Straßenräuber befreit hatte, in den Saal eintrat und ihn freundlich begrüßte. Er war wieder gleich einem schottischen Hochländer gekleidet, nur hing jetzt sein Schwert an einem mit Gold und Edelsteinen verzierten Bandelier und ein noch weit prächtigeres Sammetbarret als leztthin bedeckte sein schönes jugendliches Haupt.

„Recht so! Das heiße ich einmal Wort gehalten, lieber, wackerer Kamerad in der Noth!“ rief freundlich der junge Mann, und streckte seinem Retter die Hand zum Willkomm entgegen. „Hab Ihr's Euch aber auch gut schmecken lassen? Weil ich den Koch und den Kellermeister hier im Schlosse genau kenne, so hab ich Euch ein kleines Frühstück aufstischen lassen, denn ich dachte mir, der Gang in die Stadt werde Euch gesegneten Appetit machen. Wenn Ihr jetzt satt seid, so wollen wir zusammensammeln einen Gang antreten durch die verschiedenen Zimmer und Säle des Palastes. Ich bin bereit dazu.“

Mit großem Respekt, auf den Zehspitzen gehend, folgte der ehrliche John seinem vornehmen Führer und wagte kaum zu athmen. Mehr als einmal schlug er vor Erstaunen und Bewunderung, ob all dieser Pracht und Herrlichkeit, die Hände zusammen und meinte, kein anderer Erdenkönig werde glänzendere Gemächer haben. Sein freundlicher Begleiter ergöhte sich baß an des schlichten Landmannes Entzücken und an seinen naturwüchsigem Bemerkungen. Als sie endlich mit ihrer Umschau zu Ende waren, fragte er ihn, ob's ihm Freude machen würde, nun auch den König selbst noch zu sehen.

„Unsern guten und lieben König Jakob!“ rief John ganz begeistert aus; „das will ich meinen! O welch Glück wäre dieß für mich!... Aber hört einmal, Herr Offizier,“ forschte er leise und bedencklich, „glaubt Ihr nicht, daß der König zürnen wird, wenn er einen armen Dauersmann unter so schönen und reich gekleideten Herren gewahrt? Das würde mir sehr leid sein.“

„Kümmert Euch darum nicht im Geringsten, guter Freund,“ tröstete sein Überreter; „so wie ich den König kenne, bin ich überzeugt, daß er nicht den kleinsten Anstoß daran nehmen wird. Kommt nur, wir wollen jetzt in den Empfangsaal gehen; dort stellt Ihr Euch still in eine Ecke und könnet dann den König nach Herzenslust betrachten.“

„Ja, halt! noch eine Frage wollt Ihr mir erlauben: Wie werde ich unsern guten König von den andern Herren, die alle ja auch so vornehm aussehen, unterscheiden?“ forschte John.

„Nichts leichter auf der Welt, als das,“ entgegnete der junge Mann. „Alle Andern haben entblößte Häupter, der König allein wird sein Barret auf dem Kopfe behalten.“

Mit hochgeröthetem Gesichte und leuchtenden Augen folgte der überglückliche John seinem Begleiter in einen großen, mit Edelleuten und Palastoffizieren angefüllten Saal. In seiner großen freudigen Erregung vergaß er sogar, den Sonntagshut vom Kopfe zu nehmen. Schüchtern und bestürzt drückte er sich in eine Ecke, und sein Begleiter, der seine größte Freude an dem Erstaunen des wackern Mannes hatte, blieb noch eine Weile vor ihm stehen.

John's forschende Blicke schweiften durch den ganzen, weiten Saal, konnten jedoch den König nicht herausfinden, denn die prächtigen Herren alle waren barhäuptig.

„Hört einmal, Herr Offizier,“ süßerte er dem vor ihm Stehenden zu, „ich sehe unsern guten König mit keinem Auge. Wo steckt er denn?“

Lächelnd belehrte der angebliche Wächter von Wallengiech den Frager: „Ich hab's Euch ja vorhin schon gesagt, daß Ihr denselben an seinem Barret erkennen werdet, welches er allein auf dem Kopfe behält.“

Auf's Neue spähete John rings im Saal umher, doch abermals umsonst. Gedankenvoll griff er an seinen Kopf, auf dem sein Sonntagshut noch ganz majestätisch saß, und meinte dann, ziemlich launig und gleichmüthig: „Da seid entweder Ihr der König oder ich, denn wir Beide nur haben den Kopf bedeckt.“

Ueber diese spaßhaften, aber mit großem Ernste gesprochenen Worte seines Lebensretters mußte der junge Mann so stark und herzlich lachen, daß ihm dabei Thränen in die Augen schossen, und alsobald umringten ihn sämtliche hohe Herren mit ehrerbietigen Wüchlingen und Kragfüßen, welche dem armen Tagelöhner ein Licht aufsteckten, heller als eine Fackel.

„Allmächtiger Gott,“ rief er, auf die Knie niederfüßend, „ich bin ein verlorener Mann! Es ist der König!“

Und so war's auch. Der König Jakob V. hatte die seltsame Gewohnheit, unbekannt, im schlichten Hochländerkleid, seinen Staat zu durchwandern, unter dem erborgten Namen eines Wächters von Wallengiech. Meistentheils hatte er nicht das geringste Gefolge bei sich.

„Stehe auf, lieber John,“ sagte freundlich der König; „Du bist ein braver und würdiger Mann, der seinem Landesherrn das Leben gerettet hat. Stehe auf! Deine tapfere That soll nicht unbelohnt bleiben. Kehre nun wieder zurück nach Brachead. Der von dir so sehnlich gewünschte Meierhof, mit allem, was dazu gehört, ist von heute an dein Eigenthum. Doch, um die Erinnerung an deine muthige That und an die sorgsame Samariterspflege, welche du mir in der Scheune dort angezeihen ließest, auf Kind und Kindeskind fortzupflanzen, stelle ich die Bedingung, daß dir und deinen Nachkommen die Verpflichtung obliegt, mir, und später meinen Thronfolgern, ein Waschbecken und eine gefüllte Wasserkanne darzureichen, jedesmal wenn der königliche Hof nach Schloß Holyrood sich begibt und über die in der Nähe deiner Meierei gelegene Cramonder-Brücke zieht.“

Wer war nun glücklicher, als John Howickson, der wohlbestallte Eigenthümer eines der schönsten und größten Meierhöfe des Landes! Sein Glück machte ihn jedoch nicht stolz und übermüthig; er blieb wie zuvor ein bescheidener und fleißiger Mann, ein liebevoller Gatte und Vater, und erzählte gerne noch, in seinem spätesten Alter, die Geschichte vom guten König Jakob V. und dem glückbringenden Dreschflegel.

#### Nettender Schnupftabak.

Ein deutscher Kaufmann, der sich in Irland, das, wie bekannt, der englischen Krone zugehört, ein Handelsgeschäft gegründet hat, erzählt folgendes Geschichtchen:

In einer dunkeln Decembernacht des Jahres 1871 verließ ich mein Geschäftslokal in der Stadt Cork und machte mich auf den Heimweg. Mein Wohnhaus lag ungefähr drei englische Meilen von der Stadt, allein, an einem einsamen Orte, zu dem man nur auf einem sehr wenig gangbaren Wege gelangen konnte, mit welchem ich jedoch durch lange Gewohnheit ganz vertraut geworden war.

An jenem Abend trug ich in einem Bündel eine beträchtliche Geldsumme bei mir, was mich diesmal etwas ängstlich und vorsichtig machte. Alle Räubergeschichten, die ich gehört oder gelesen, kamen mir wieder in den Sinn, und ich mußte immerfort an Wegelagerer und plötzlichen Ueberfall denken. Aufrichtig gestanden, ich hatte Furcht und Angst, und konnte diese drückenden Gedanken gar nicht los werden. Behutsam und



argwöhnisch schritt ich fürbaß, spähere zagend nach jedem Felsblock und meinte, in jedem Gebüsch einen lauernden Gauner zu wittern, der es auf mein Geld abgewartet hatte. Vern wäre ich wieder zurück nach Cork gegangen, allein daran war nicht zu denken, denn meine Familie erwartete mich daheim, und weil ich gewöhnlich stets pünktlich eintraf, so würde jedes Zögern oder gar Ausbleiben von meiner Seite die größten Sorgen hervorgerufen haben.

Ich setzte drum meinen Weg fort, bereute es jedoch recht sehr, daß ich in der Stadt kein Geschäft gemiethet; ich wäre dann ja nicht so mutterseelenallein gewesen.

Jetzt erreichte ich ein einzeln stehendes Haus und hatte somit die Hälfte meiner unheimlichen Wanderung zurückgelegt. Heller Lichtschein drang durch die Fenster quer über die Straße und beleuchtete die nächste Umgebung. Eben als ich dem Gebäude mich näherte, trat eine dunkle Gestalt rasch dahinter hervor, durchschritt den Lichtschimmer und eilte dann weiter im Dunkel fort.

Diese plötzliche Erscheinung machte mich betroffen. Die Gesichtszüge des Mannes, der scharf nach mir hergeblickt hatte, konnte ich nicht unterscheiden, denn er war allzu schnell durch den Schimmer des Lichtes geschritten. Es kam mir ganz so vor, als hätte er auf mich gewartet und gehe mir nun voraus. Dieser Gedanke beunruhigte mich noch mehr, doch schritt ich natürlich immer weiter, sogar mit verdoppelter Hast, denn ich wollte den Mann einholen und an ihm vorbeikommen. Dies war mir aber unmöglich, obgleich ich meine Schritte so sehr beschleunigte, daß ich fast förmlich in's Laufen gerieth. Je mehr ich eilte, desto mehr eilte auch die dunkle Gestalt vor mir her. Mein Verdacht, dieser Mensch führe Böses gegen mich im Schilde, bestätigte sich dadurch immer kräftiger.

Er erreichte jetzt einen Hügel, über welchen die Straße führte, und stieg mit unverminderter Schnelligkeit hinauf, während ich hingegen eine Weile stehen blieb und dann ganz langsam folgte. Diese Anhöhe war die einsamste Stelle des ganzen Weges; die Trümmer eines alten verfallenen Hauses ausgenommen, befand sich keine menschliche Bohnung in der Nähe. Hatte daher der mich brängstigende Mann die Absicht, mich anzufallen, so war's hier der geeignetste Ort dazu, und ich mußte mich auf's Schlimmste gefaßt halten.

Leider war ich völlig unbewaffnet; nicht einmal das kleinste Messer hatte ich in der Tasche. Vergebens suchte ich einen Strecken oder Knüp-

pel zu finden, mußte mich aber mit einem großen, scharfen Stein begnügen, der auf der Straße lag. Dann zog ich meine Schuhe aus und legte meine Baarschaft, die in Geld und Bannten bestand, zu zwei gleichen Hälften hinein, worüber natürlich einige Zeit verstrich. Nachdem ich meine Schuhe wieder angezogen, konnte ich, wegen ihres unbequemen, außergewöhnlichen Inhalts, nur langsam weiter gehen, was jedoch zur Folge hatte, daß ich mich von meinem allzu raschen Gehen vollständig wieder erholte. Als ich mich dem obersten Punkte des Hügels näherte, fühlte ich mich kräftiger und munterer, als da ich die Stadt verließ. Angst und Furcht wichen von mir, und Zorn und Entrüstung nahmen ihre Stelle ein. Ich fand Muth und Kraft, dem Ruchlosen, der rüchisch auf einen einsamen, friedlichen Wanderer lauerte, keck die Stirne zu bieten.

Jetzt war ich ganz auf die Anhöhe gekommen und vor mir, mitten auf dem Wege, stand unglückdrohend des Mannes unheimliche, dunkle Gestalt.

„Halt da!“ rief er mir zu.

„Wer seid Ihr?“ fragte ich ruhig. „Was wollt Ihr von mir?“

„Eine Kleinigkeit,“ lachte er höhnisch; „ich will nur das Geld, welches Ihr nach Hause tragen wollt. Es wird Euch wohl zu schwer werden!“

„Zurück! Laßt mich ruhig vorbei, oder ich schieße Euch nieder!“ rief ich drohend, indem ich mit der Hand zum Schein an die Brusttasche meines Rockes fuhr.

„Oho! laßt's doch gut sein!“ meinte der Strolch mit hämischem Lächeln, „macht mir nur nicht Angst! Mit was wollt Ihr denn schießen? Heraus mit dem Gelde, oder ich schieße Euch nieder!“ Und er hielt mir ein Pistol dicht vor's Gesicht.

Ich prallte unwillkürlich rasch zurück.

„Nur schnell, vor's Kreuzbataillon!“ fluchte er. „Ich habe nicht Zeit, lange zu schwätzen. Heraus mit dem Geld, oder ich mache Euch kaput!“

„Na, eine Minute werdet Ihr warten können!“ sagte ich ärgerlich. „Ich werde Euch wohl geben müssen, was ich bei mir habe. Viel ist's nicht.“

„Nur keine Fausen gemacht!“ drohete der Schurke. „Ich will das Päckchen Papiergeld, welches Ihr heim tragen wollt. Meint nur nicht, daß ich mich mit einer Kleinigkeit abweisen lasse.“ Während dieser Worte hielt er das Pistol immer auf mich gerichtet, doch hatte ich meine Gedanken gesammelt und war ruhig und kaltblütig.

„Ja so, das Papiergeld wollt Ihr also haben?“ sagte ich, und bog mich ein wenig seitwärts.

„Versteht sich,“ meinte er höhnisch. Wenn ich aber noch länger zu sprechen gezwungen bin, so geschieht's durch mein Pistol. Verstanden?“

„Nun denn, da habt Ihr's!“ rief ich und schleuberte ihm den großen, spitzen Stein mit aller Kraft in's Gesicht.

Der Schuft stieß einen lauten Schmerzschrei aus, das Pistol fiel ihm aus der Hand und ging los, als es auf den Boden aufschlug. Er aber stürzte sich sofort auf mich und packte mich an.

Er war ein starker, kräftiger Mann, im Vergleich mit mir, ein Riese. Mich aber beseelte der hartnäckige Muth der Verzweiflung. Leben, Familie, Freunde, Heimath! Alles war im Augenblick vergessen, und ich wäre lieber hundertmal gestorben, als daß ich dem Kerl nachgegeben hätte.

„Das Geld! Gebt das Geld her!“ rief er ganz wüthend.

„Nun und nimmermehr!“ war meine Antwort.

Er umklammerte mich mit seinen kräftigen Armen. Wir rangen eine Weile, stürzten dann zur Erde nieder und zwar so, daß er oben auf zu liegen kam. Jedoch war seine rechte Hand, in Folge eines ihm versetzten Schläges, machtlos, und er konnte bloß von der linken Gebrauch machen.

Furchtbar war der Kampf. Immer und immer wieder schlug ich meinem Feinde mit dem Steine, der zum Glück neben mir am Boden gelegen, auf den Kopf. Endlich aber entwand er mir meine einzige Waffe, ließ sie jedoch bald darauf wieder fallen, und der Stein rollte so weit hinweg, daß keiner von uns ihn mehr erreichen konnte.

Der Schurke packte mich jetzt an der Kehle, und matt und von dem verzweifeltsten Kampfe gänzlich erschöpft, war ich vollständig in seiner Gewalt.

„Gebt das Geld heraus!“ rief er nochmals, und setzte hinzu: „Es ist nicht meine Absicht, Euch zu ermorden; geht's aber nicht anders, so geschieht's doch. Das Geld heraus, und ich lasse Euch los!“

Im letzten Augenblicke der Verzweiflung, wo der hartnäckige Muth, welcher bis jetzt mich beseelt, der wieder erwachenden Lust zum Leben zu weichen begann, schoß mir plötzlich ein Gedanke durch den Kopf, dessen Ausführung ich schließlich meine unverhoffte Rettung verdankte.

„Wartet, ich will Euch das Geld geben,“ stöhnte ich und fuhr mit der Hand in die Tasche. „Laßt mich aber los.“

Der Schuft that's. Ich zog meine Tabakdose heraus und öffnete sie. Mein Gegner, der in der Dunkelheit nicht gleich sehen konnte, was es wirklich war, bückte sich begierig über das vermeinte Geldpaket.

„Da nehmt es!“ rief ich und warf ihm den ganzen Inhalt meiner unzertrennlichen Dose in die Augen.

Nie werde ich das Wuth- und Schmerzgebrüll vergessen, welches der Räuber ausstieß. Er sprang jach auf und rannte, geblendet und von den furchterlichsten Schmerzen gefoltert, hin und her. Es bedurfte nur weniger Minuten, um meinen Sieg vollständig zu machen. Ich packte den Kerl, und es gelang mir, ihm mit meinem Halbtuch die Hände auf dem Rücken zu binden.

Kaum war dies geschehen, so vernahm ich nahe Schritte. Ich rief, und eine bekannte Stimme gab mir Antwort. Es war mein Knecht, welcher mir entgegen kam, weil die gewohnte Zeit meiner Heimkehr längst verstrichen war. Selbender transportirte mir nun den gebundenen Begelagerer nach meinem Hause, wo wir ihn hinter Schloß und Riegel brachten, um ihn am nächsten Morgen der Gerichtsbehörde zu überliefern. Im Laufe der Untersuchung stellte es sich heraus, daß er ein berühmter Dieb aus London war, der auch einmal in dem armen Irland sein Glück hatte versuchen wollen.

Er wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, und findet demnach Zeit über die Eigenschaften und Wirkungen einer mit gutem, scharfem Tabak gefüllten Dose nachzudenken.

#### Nath eines Spatzvogels.

Aus Unvorsichtigkeit, überm Spielen mit seinen Kameraden, hatte der kleine Hänfel einen Sou in den Mund gesteckt und hinuntergeschluckt. Da gab's denn großen Schrecken bei seinen Eltern, die gleich meinten, daß, wenn das Geldstück nicht wieder herauszubringen wäre und Grünsplan zöge, ihr liebes Söhnlein daran werde sterben müssen. Sie suchten schleunige Hülfe beim Doktor, der allerlei Mittel anwandte, aber die Kupfermünze wollte das Feld mit keiner Liebe räumen. Traurig und sorgenvoll wanderte der Vater mit dem weinenden Hänfel wieder heim. Da begegnete ihm einer seiner Bekannten, ein rechter Spatzvogel, und fragte nach der Ursache seiner

Traurigkeit und des Weinen's des Büblein's, und als er erfahren, daß der Hänsel einen Sou verschluckt, und daß der Doktor umsonst versucht habe, das Geldstück zum Abmarsch zu zwingen, so gab er den Rath: Geht nur miteinander zum Einnehmer, der wird's schon herauskriegen.

#### Die günstige Dachlucke.

Ein Schullehrer, mit zahlreicher Familie aber sehr dürftigem Gehalte versehen, hatte oft mit Sorgen der Nahrung zu kämpfen. Einst befand er sich in großer Verlegenheit, weil er wegen Bezahlung einer Rechnung, im Betrage von fünfzehn Gulden, hart gedrängt und ihm mit Klage und Auspöndung gedroht wurde. Daß er sein gegebenes Versprechen nicht hatte erfüllen können, daß sein guter Name und seine Ehre, wenn er's auf das Aeußerste ankommen lassen, verletzt und dadurch seine Wirksamkeit beeinträchtigt werde, betrübte ihn tief, und doch kannte er kein Mittel, um in dieser Noth sich zu helfen. Durch Unterstützung guter Freunde brachte der arme Schulmeister, nach vieler Mühe, den Betrag der Rechnung bis auf einen Gulden 21 Kreuzer zusammen.

Zur Ausbringung des noch Fehlenden stand ihm kein Weg mehr offen, und er wußte wohl, daß er von der Nachgiebigkeit seines Gläubigers nichts erwarten dürfe. In seiner Herzensangst ging er auf den Speicher des Schulhauses, um einsam und allein dem barmherzigen, treuen Gott, der seine Zuversicht war, seine Noth zu klagen und ihn um Hülfe anzusehen in den Sorgen und Anliegen die auf ihm lasteten. Nach innigem, herzlichem Gebet stand er gestärkt und getröstet auf und trat gedankenvoll an eine geöffnete Dachlucke, zum blauen Himmel auf und über die Dächer der Nachbarghäuser hinaussehend.

Ach, dachte der arme Mann, indem sein Blick sich unwillkürlich auf das Dach eines wohlhabenden Nachbarn richtete, wenn du nur einen kleinen Theil von dem besähest, was in jenem Hause zu viel ist, so wäre dir geholfen; und doch, wer bemerkt es von außen an diesen beiden Häusern, daß unter dem einen Dach Ueberfluß, unter dem andern bittere Noth zu finden ist!

Während dieser stillen Betrachtung griff der Schulmeister, er wußte selbst nicht warum, in die Oeffnung der Dachlucke über ihm, und das Erste was ihm in die Hand kam, war ein zusammengewickeltes Stückchen alter Leinwand. Ganz gedankenlos wickelte er das Päckchen auf, und fand nicht mehr und nicht weniger als einen

Gulden 21 Kreuzer! Ihm war geholfen in seiner bitteren Noth; aber zugleich noch auf eine ganz andere Weise war ihm dadurch geholfen, denn von dieser Stunde an hat er gelernt, dem Herrn in allen Dingen zu vertrauen, und sein Herz wurde frei von den quälenden Sorgen und getrost in jeglichem Anliegen.

Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen. (Psalm 37, 5.)

#### Das kleine Brod.

Zur Zeit einer Theuerung im ganzen Lande ließ ein reicher Mann die zwanzig ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen, und sagte zu ihnen: „In diesem Korbe da ist für jedes von euch ein Laibchen Brod. Nehmt es, und kommt alle Tage zur nämlichen Stunde wieder zu mir, bis der liebe Gott bessere Zeiten schickt.“ Gierig fielen die hungrigen Kinder über den Korb her, stritten und zankten um das Brod, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und gingen endlich fort, ohne auch nur dem guten Herrn zu danken. Doch Gretchen, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Mägdlein, blieb bescheiden in der Ferne stehen, nahm dann das kleinste Laibchen, das im Korb übrig blieb, küßte dem reichen Mann dankbar die Hand und ging sitzsam und stille heim.

Am andern Tage waren die Kinder eben so ungezogen, und das arme, schüchterne Gretchen bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war, als die übrigen Brode. Als das Mädchen aber nach Hause kam und seine kranke Mutter das Laibchen aufschnitt, da fielen klimpernd und glänzend viele ganz neue Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrad nicht wenig und sagte: „Trage das Geld sogleich wieder zu dem guten Herrn zurück, denn es ist gewiß aus Versehen in den Teig gekommen. Nur schnell, Gretchen, nur schnell!“

Als das Mädchen aber mit dem Gelde zu dem reichen Manne kam und den Auftrag der Mutter ausrichtete, sprach er freundlich: „Nein, nein, liebes Kind, es war kein Versehen. Ich habe die Silberstücke in das kleinste Brod hineingebacken lassen, um dich zu belohnen. Bleibe immer so genügsam, friedfertig, nachgiebig und dankbar. Wer lieber mit dem kleinen Brode zufrieden ist, ehe er um das größere zankt, dem bringt es reichlichern Segen, als wäre Geld in das Brod hinein gebacken. Gehe nun in Gottes Namen

wieder heim, und grüße recht freundlich von mir deine gute Mutter.“

### Aufopferung in theurer Zeit.

Der gute Jakob war ein fleißiger und sparsamer Arbeiter; als aber das Brod immer kleiner und immer theurer wurde, konnte er nicht mehr, trotz des besten Willens, genug für seine zahlreiche Familie verdienen. Endlich war Brod und Geld zu Ende, und die Arbeit leider eben auch. Die Frau seufzte, die Kinder jammerten und weinten bitterlich vor Hunger, und der Vater saß trübsinnig und schluchzend in einem Winkel. Ein Gang zu den Nachbarn, mit der Bitte um ein Darlehen, blieb fruchtlos. Ganz außer sich, halb verzweifelt, lief er durch die Gassen und begegnete einem seiner Kameraden, der ihn um die Ursache seines verstorbenen Wesens fragte.

„Ich bin verloren,“ klagte der Arme; „meine Frau und meine Kinder haben seit gestern Mittag keinen Bissen gegessen; sie müssen Hungers sterben!“ „Da hast du einen Groschen,“ sagte der Kamerad, „das ist Alles was ich habe. Wolltest du aber einen hübschen Gulden verdienen, so könnt' ich dir wohl ein Mittel angeben, aber...“

„Alles will ich thun!“ rief Jakob; „nur nicht stehlen!“

„Ist auch nicht nöthig,“ meinte der Andere; „das hat gute Wege! Hör' einmal, da ist so ein junger Bartkrazer vom Land hereingekommen, und soll das Aderlassen ordentlich, aus dem Fundament, lernen, und da hat der Doktor, der's ihm zeigen soll, just keinen Patienten der eine Aderlässe braucht, und die beiden Herren sind drum in nicht geringer Verlegenheit. Weißt, 's ist der Doktor da vorn im Eckhaus.“

Spornstreichs lief Jakob hin, zog schon unterwegs seine Jacke aus, streifte im Hausgang seinen Hemdärmel hinauf, und hielt drinnen in der Stube, statt aller weiteren Erklärung, dem Arzt und seinem Schüler den entblößten Arm hin. Obgleich er sehr erwünscht kam, so schauten die Beiden sich doch erstaunt und fragend an. Bereits hatte der Doktor dem zukünftigen Collegen Alles, was auf die Adern Bezug hat, mit deutschen und lateinischen Namen beigebracht, und da mußte derselbe nun gleich mit dem Schnapper an Jakobs Arm hantieren. Schnapp! da war's ein wenig zu weit links, und noch einmal Schnapp! da war's ein wenig zu weit rechts gezielt.

Der gute Familienvater, welcher zum ersten Mal in seinem Leben das Aderlassen versuchte,

hielt sich sehr muthig und standhaft; er schnappte nur mit dem Munde, wenn der Schnapper schnappte. Das dritte Mal — aller guten Dinge sind drei — ging's zwar mitten auf die Ader, aber nicht ganz durch. Doch hatte der Herr Doktor die Güte, mit der Lanzette nachzuhelfen, und ein schöner Bogen rosenrothen Blutes sprudelte auf wie ein Springbrunn. Nachdem man sich eine Zeitlang daran erlustigt, ward die Ader zugebunden, und Jakob erhielt einen schönen Silbergulden, dessen Glanz verdoppelt aus seinen Augen wiederstrahlte. Aber, meinte der Doktor, die Meisterschaft habe der junge Freund und College noch nicht erreicht, daher es nicht überflüssig wäre, noch eine solche Amtsübung mit ihm vorzunehmen; doch müßte halt gleich ein anderer Arm vorhanden sein.

„Der ist schon da!“ rief Jakob, und streckte seinen Linken hin. „Scharmant!“ freute sich der Lehrmeister, und ermangelte nicht, dem gelehrigen Schüler nochmals die genaueste Anweisung zu geben, wie er den Schnapper richtig und fest aufsetzen müsse. Dießmal ging's auch ganz vortrefflich gut; auf den ersten Schlag sprang der rothe Quell lustig in die Höhe.

Glücklich war der Doktor, glücklicher der junge Barbier, am glücklichsten jedoch der gute Jakob, da er den zweiten blanken Gulden erhielt. Nachdem er auch links verbunden war, und eine weitere Probe an seinem Fuße, zu der er sich anbot, nicht mehr nöthig erachtet wurde, bedankte er sich bestens im Fortgehen und begab sich schleunigst in den nächsten Bäckerladen, kaufte Brod und trug es mit freudeklopfendem Herzen seinen hungernden Lieben heim. Oierig, wie hungrige Raben, fielen die Kinder darüber her, und jubelten Lob und Dank wie fröhliche, gen Himmel sich schwingende Lerchen.

Erst nach einiger Zeit bemerkte die Mutter, daß ihr lieber Mann so blaß aussehe und daß Blut an seinem Arme herabrinne. Er mußte nun erzählen, was geschehen war, und da flossen dann Thränen der Behmuth, der Liebe und der Dankbarkeit.

Merke: Der gute Familienvater hat sein Blut geopfert für das leibliche Leben der Seinigen; deß soll er gelobt sein. Aber, lieber Leser, denk einmal nach, es hat Einer sein Leben geopfert für das Leben deiner, meiner und aller Menschen Seelen, und das sogar, als wir noch nicht die Seinigen, noch nicht seine Freunde waren. Weißt du davon? Gott geb's! Darüber wollen wir Thränen der Behmuth, Liebe und Dankbarkeit aus dem innersten Herzen weinen.

### Sonderbare Briefadresse.

In Folge der Kriegsereignisse gingen in jüngster Zeit einem Straßburger Rentner die Zinse der ausgeliehenen Kapitalien nur sehr langsam und unregelmäßig ein, und da er allzuviel Mahnbriefe hätte schreiben müssen mit eigener Hand, so zog er vor dieselben bei einem Lithographen drucken zu lassen. Weil nun sein Name gleich zu Anfang des Mahnbriefes vorkam, so fand er die Unterschrift für überflüssig und ließ bloß drunter setzen: Höflichen Gruß.

Ein solches Schreiben gelangte auch an einen vergesslichen Schuldner im Breuschthal, einen Kugelhauser, der weder deutsch reden noch lesen konnte, daher ihm auch das Ding vorkam wie böhmische Dörfer. Einer seiner Bekannten, ein Halbgelehrter, dem er den Brief zeigte, bekam's aber spitz und erklärte ihm, daß ein gewisser Herr, welcher „Höflicher Gruß,“ heiße und zu Straßburg im Goldgießen wohne, in der und der Hausnummer und im ersten Stock, baldigst rückständigen Zins von einem ihm geliehenen Kapital verlange.

Da nun der gute Mann noch um Aufschub und Geduld bitten mußte, schrieb der Bekannte, in seinem Namen, einen Brief an den Schuldherrn, dessen Adresse lautete wie folgt: A Monsieur Höflichen Gruss rue d'Or n<sup>o</sup>., au 1<sup>er</sup> étage, à Strasbourg — Der Bote hat diese Adresse mit eigenen Augen gelesen, und kann drum die Wahrheit des Kalenderstückels verbürgen.

### Unangenehmer Fund.

Zwei kleine Handelsmänner pilgerten tagtäglich, den Samstag ausgenommen, mit einander nach Straßburg, um dort ihren Geschäften obzuliegen, die jedoch den Profit nicht hunderterweise auswarfen. In der theuern Stadt lebten die beiden Kollegen äußerst sparsam. Einstmals, als sie wieder selbänder in die Garküche, oder, vornehmer gesprochen, zum Restaurant gegangen waren und sich eine gemeinschaftliche Suppe für drei Sous hatten auftragen lassen, wurde es dem Einen ganz krabblicht zu Muthe, als er mit seinem Löffel, — ein silberner wird's schwerlich gewesen sein, — ein Stückchen vom Schüsselumpen heraufschichtete, dessen unerwarteter Anblick ihm plötzlich allen Appetit benahm. Er schimpfte wie ein Rohrspatz und wollte haidebritsch hinaus rennen in die Küche und tüchtige

Borwürfe machen über den unsaubern verwünschten Fehlen.

„Nu, nu, was hast du zu demören und zu schelten!“ suchte ihn sein Kamerad ganz kaltblütig zu bethätigen; „kannst doch, meiner Sechs, nicht verlangen, daß man uns in eine Portion Suppe für drei Sous noch obendrein einen Kaschemir-Schal stecke!“

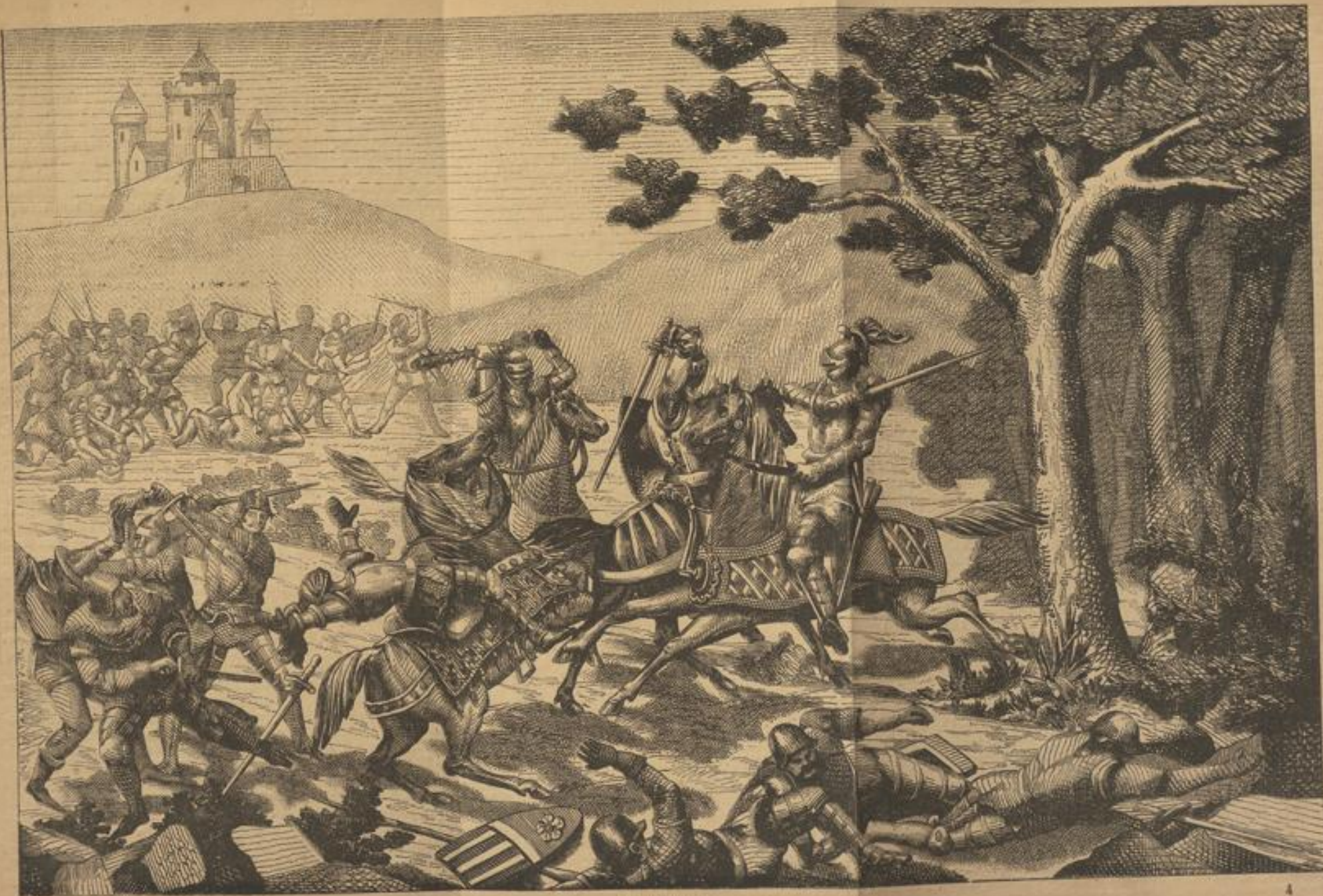
### Die hungernde Kuh.

In einer in Straßburgs Nähe gelegenen Ortschaft, — wenn's dem Boten recht ist, so war's in der mittelsten der sogenannten drei Seesäbte, — ging's, zu Ende des verhängnißvollen Augustmonats 1870, in der ärmlichen Wohnung einer braven und fleißigen Wittwe gar traurig und bekümmert her. Sie besaß eine einzige Kuh, die ihr an's Herz gewachsen war, denn das liebe Thier trug ja das Meiste zu ihrem Unterhalte bei, allein wegen des Unterhalts der Kuh war die gute Frau eben in großen Sorgen, weil fremde Kriegersleute das Dorf besetzt hielten und strenger Befehl gegeben worden war, daß Niemand auf's Feld hinaus dürfe, um Futter zu holen oder, wie's auf dem Lande heißt, um zu „futtern“. Da herrschte denn große Noth in dem armen Wittwenhäuschen und große Sorgen fehlten auch nicht, denn der kleine Futtervorrath für das milchgebende, vor Hunger schreiende Thier war längst aufgezehrt, und draußen hätte es doch Fressen in Menge gegeben, allein das Holen war durchaus nicht erlaubt, wohl aber mit strenger Strafe belegt.

In ihrer Noth, gedrängt von ihrem kummervollen Herzen, lief die arme Wittwe von Pontius zu Pilatus, um Erlaubniß zum „Futtern“ zu erhalten, erhielt jedoch überall nur abschlägige Antwort und kurzen Bescheid. Das Verbot war bündig und gemessen; Niemand durfte hinaus, und die hungerige Kuh schrie doch unaufhörlich kläglich nach Nahrung, daß es die gute Frau kaum mehr mit anhören konnte.

Da geht sie mit trüben Sorgen wieder die Dorfstraße entlang und gedenkt nochmals bei einem reichen Nachbar anzuklopfen, um freundlich etwas Futter zu erhalten, und sieht auf dem Platz, drauf gewöhnlich der Markt stattfindet, einige vornehme, reichbesternte höhere Offiziere stehen, die in eifrigem Gespräch begriffen sind, und erst diesen Morgen angekommen zu sein scheinen. Die schwer besorgte Frau nimmt das Herz in die Hand und denkt: Ich will's einmal

sch  
d zu  
kalt  
einer  
eine  
rein  
  
Drt-  
ar's  
bte,  
Blu-  
ung  
arig  
ub,  
iebe  
alte  
war  
weil  
und  
lie-  
zu  
zu  
in  
gen  
ore  
nde  
ben  
ein  
ohl  
  
er  
onz  
n  
lä-  
ot  
no  
af-  
ete  
  
ie  
dei  
da  
m  
t,  
re  
in  
al



Der Pilger.

hier auch noch probiren. Bescheiden schreitet sie auf die Herren zu, bringt mit bereiteten Worten ihr Anliegen, das sie gar schwer drückt, an den Mann und wird wohlwollend angehört. Da jedoch keine Ausnahme von der vorgeschriebenen Regel zu machen ist, so kann auch ihrer Bitte nicht willfahrt werden.

„Wißt Ihr denn nicht, liebe Frau,“ fragte der eine Offizier, der im Rang über den anderen zu stehen schien, — es soll ein badischer Prinz gewesen sein, — und lächelte dabei ganz gutmüthig, „daß wir leider in Kriegzeiten leben und daß da strenge Befehle gegeben werden müssen, über die man nicht springen darf, wenn sie einem noch so sehr im Wege stehen?“

„Ei, freilich weiß ich wohl, lieber Herr,“ entgegnete, gleich bedacht, die Wittwe, „anwerd ich kann ich mynere Kuch mit saure; die will ebbs je freße han!“

Diese fixe Antwort erregte allgemeine Heiterkeit und hatte für die sorgenvolle Eigenthümerin der hängenden Kuh die glückliche Folge, daß sie ausnahmsweise einen Erlaubnißschein erhielt zum Futterholen für ihr liebes Thier.

#### Der Pilger.

(Nachtrag.)

(Mit einer großen Abbildung.)

Im Kalender für 1871 hatte der Bote eine also betitelte, von Freundeshand ihm zugekommene Erzählung eingebracht, an deren Schlusse die Worte standen: „Sollte einer oder der andere der geehrten Kalenderleser fragen, wer der seltsame Mann gewesen, und warum er keinen Wein trinken wollte, so gedenkt's des Boien guter Freund in einem andern Jahrgang treulich zu erzählen.“

Solches thut denn jetzt, seinem Versprechen gemäß, der freundliche Sevattersmann, und wir wollen aufmerksam seiner Erzählung lauschen; sie führt uns in längst vergangene Tage zurück. Also, die Ohren geschaet, liebe Leser!

In der grauen, von Manchen hochgepriesenen Zeit des Mittelalters gab es Kaiser, Könige und Fürsten aller Art, wie heutzutage, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn in unsern Tagen jede Nation sich bestrebt, zu einem großen Ganzen sich zu bilden, zersplitterten sich die mittelalterlichen Reiche in größere und kleinere Länderstrecken, deren Herren und Gebieter, Herzoge, Grafen oder Ritter genannt, mit beinahe unbeschränkter Macht und Gewalt in ihrem Besitz-

thum herrschten, und jeder von ihnen dabei schalten und walten konnte, wie er's eben für gut fand. Wohl band der Eid der Treue und des kriegerischen Gehorsams die geringeren Machthaber an die größeren, und diese wieder an Kaiser oder König. Die Eidpflichtigen wurden Vasallen genannt, und die über ihnen Stehenden, Lehnsherren.

So war Ritter Siegebert, dem ein kleiner, zehn Dörfer umfassender Landstrich oder Gau angehörte, der Vasall eines mächtigen Grafen, der jedoch frühe das Zeitliche gesegnet und alle seine Güter und Rechte seiner nun verwitweten Gattin, Blandina genannt, hinterlassen hatte. Diese, des Herrschens weniger kundig als der häuslichen Frauenarbeiten, denen dazumal die vornehmsten Damen oblagen, war recht froh und glücklich, dem Rathe und dem Schutze ihrer getreuen Lehnspflichtigen sich anzuvertrauen zu können.

Ritter Siegebert war menschenfreundlicher Natur, und daher auch mild und wohlwollend gegen seine Untertanen oder Leibeigenen. Gern und oft trat er in ihre ärmlichen Hütten, unterhielt sich freundlich mit ihnen auf dem Felde oder im Walde, oder wenn ein Frohdienst sie in's herrschaftliche Schloß rief, und allenthalben hieß man ihn den Vater der Bauern.

Die in tiefer Trauer um den frühverlorenen Ehegemahl versenkte Gräfin Blandina verließ höchst selten ihre Burg. Es fehlte keineswegs an Freiern, die gerne ihrem Wittwenstand ein Ende gemacht hätten, aber auch nicht an Feinden, denen es nach ihren reichen Gütern gelüstete. Ein solcher, Welfram mit Namen, faßte den bösen Plan, die fromme Wittib in ihrem Schloß heimtückisch zu überfallen und ihr durch Gewalt entweder ihre Hand oder einen großen Theil ihrer Besitzungen abzudringen. Der schlaue, räuberische Kumpan fand aber einen chronischen und tapfern Gegner an Ritter Siegebert, der, durch einen seiner Herrschaft treuergebenden Hirten eilends benachrichtigt von der drohenden Gefahr, sogleich mit seinen Knappen und Reifigen dem Feinde ungesäumt entgegenzog. Siegebert's unvermutheter Angriff war so tapfer und gut geleitet, daß Ritter Welfram's Mannen bald in die Flucht geschlagen und er selbst, schwer verwundet, gefangen genommen wurde.

Gräfin Blandina bezugte ihrem müthigen Beschützer und Retter den herzlichsten Dank. Sie wollte dann nur in ihrem Schlosse wohnen bleiben, wenn Ritter Siegebert in ihrer Nähe wollte, weswegen sie ihn einlad, recht oft auf Besuch zu

ihr zu kommen, oder auch sich zeitweilige Gastfreundschaft in seiner sichern und festen Burg erbat.

Im gräflichen Residenzschloß erschien baldweilen ein alter, geistlicher Herr, der ehrwürdige Abt des Klosters Sanct-Paul. Er war Blandina's Oheim und stand im Rufe großer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Er bewies dem wackeren Ritter Siegebert die größte Achtung und Dankbarkeit für den seiner lieben Nichte geleisteten edelmüthigen Schutz und Schirm, und bat ihn, er möchte ihn doch recht bald mit einem Besuche in seinem Kloster erfreuen.

Siegebert nahm die freundliche Einladung an und traf bald die Vorkehrungen, um derselben zu entsprechen. Am Tage vor der Abreise jedoch erkrankte sein Schildknappe, und er ward genöthigt, nach einem andern treuen Begleiter sich umzuschauen. Ganz mißgestimmt ob dieses unangenehmen Vorfalles, durchschritt er den Burghof, als Gänther, einer seiner Leibeigenen, welchen der Vogt zu einem Frohdienst hatte rufen lassen, ihm begegnete.

Dieser Bauersmann Gänther war von schönem, kräftigem Wuchs und stand bei Siegebert in großen Gunsten, denn mit seinem stätlichen Aussehen vereinigte er auch klaren Verstand und viel Mutterwitz, was ihn vortheilhaft unter seinen Standesgenossen damaliger Zeit auszeichnete, deren Bildung noch nicht so weit vorangeschritten war wie heutzutage. Er konnte lesen und schreiben. Bei Gänthers Anblick schwand rasch Ritter Siegebert's düstre Laune.

„Ei, sieh da! Hier finde ich ja Kurts Stellvertreter!“ rief er erfreut. „Höre, Gänther, du sollst mit mir ziehen in's Kloster Sanct Paul; wir wollen dem frommen Herrn Abt einen Besuch abstatten. Kurt, mein getreuer Schildknappe, ist plötzlich krank gefallen, und du bist der Mann, um ihn zu ersetzen. Willst du?“

„Ich bin allezeit meines gestrengen und doch so gnädigen Herrn ergebener Diener,“ antwortete Gänther bereitwillig, „aber, aber — einen Edelknecht? Nein, den kann und vermag ich wohl nicht gehörig zu vertreten. Kriegsmann und Bauer reimt nicht zusammen!“

„Ei, warum denn nicht?“ erwiderte der Ritter. „Vielleicht, weil's dir an Helm und Panzer, an Schild und Schwert und Speer fehlt? Da kann Rath geschafft werden! Zuerst aber gehe gleich heim und begehre Urlaub auf etliche Tage von deiner Hausfrau, dann kommst du wieder zurück und wir sassen dich ganz kriegerisch aus. Ich bin überzeugt, daß Niemand den

Bauersmann dir dann mehr ansehen wird.“

Und es geschah also. Gänther wurde zu einem recht stattlichen Schildknappen umgewandelt, schwang sich behend auf ein kräftiges, lustig wieherndes Streitross und ritt ganz proberlich dem Ritter nach. Glücklich gelangten sie in's Kloster und fanden freundliche, gastliche Aufnahme. Nach dem scharfen Ritt und des Tages Last und Hitze mundete ihnen daß der köstliche Klosterwein aus dem kühlen, wohlgeschickten Keller. Während sein guter Herr und Gebieter mit dem ehrwürdigen Abte sich höchst angenehm unterhielt, schaute Gänther sich nach Herzenslust im Kloster um, in welchem ein Laienbruder ihm gefällig zum Führer diente. Er sah die Kirche, die Kapellen, das Refektorium oder den Speisesaal, das Fremdenzimmer, die Zellen der Mönche, deren jede nur einen Strohsack, eine grobe Decke, ein Crucifix und eine Geißel zum Kostien enthielt, und endlich die Bibliothek. Seine Augen strahlten vor Freude, als er diese schöne, große Büchersammlung erblickte. Hastig griff er nach den Manuscripten, den geschriebenen Büchern, — denn gedruckte gab's dazumal noch nicht, — und vergaß über dem eifrigen Lesen Ort und Zeit, also daß ihn sein erlaunter Führer freundlich zum Rückzug mahnen mußte, was er nur ungern und mit schwerem Herzen that.

Durch den Laienbruder erfuhr der Abt, daß Ritter Siegebert's Begleiter ein gelehrter Mann sei und gar großes Wohlgefallen an der Klosterbibliothek bezeugt habe. Solches gefiel dem geistlichen Würdeträger; er ließ den vermeinten gelehrten Schildknappen vor sich kommen und unterhielt sich recht leutselig mit ihm.

„Meine Mönche,“ sagte der Abt, „geben sich wenig mit dieser weltlichen Weisheit ab, daher ich Euch von unsern Büchern zum Gebrauch anbieten konnte, wenn ich nur sicher wäre, daß Ihr uns dieselben wieder unverfehrt und unbeschadet zurückgeben würdet. Was sagt Ihr dazu, guter Freund?“

„Ihr würdet mich dadurch sehr glücklich machen, Herr Abt,“ rief Gänther hoch erfreut, und Ritter Siegebert bot sich als Bürgen an für die richtige und säuberliche Rückgabe der anvertrauten Bücher.

So durfte denn der lernbegierige Mann in die Bibliothek zurückkehren und nach Herzenslust eine Bücherlese halten in der reichen Sammlung.

Als die Stunde zur Heimreise gekommen war, ließ der Abt zwei große Schläuche mit vortreflichem Klosterwein füllen, ein Maulthier damit beladen und beorderte einen Laienbruder, dieselb

hier auch noch probiren. Bescheiden schreitet sie auf die Herren zu, bringt mit berebeten Worten ihr Anliegen, das sie gar schwer drückt, an den Mann und wird wohlwollend angehört. Da jedoch keine Ausnahme von der vorgeschriebenen Regel zu machen ist, so kann auch ihrer Bitte nicht willfahrt werden.

„Wißt Ihr denn nicht, liebe Frau,“ fragte der eine Offizier, der im Rang über den anderen zu stehen schien, — es soll ein badischer Prinz gewesen sein, — und lächelte dabei ganz gutmüthig, „daß wir leider in Kriegszeiten leben und daß da strenge Befehle gegeben werden müssen, über die man nicht springen darf, wenn sie einem noch so sehr im Wege stehen?“

„Ei, freilich weiß ich das wohl, lieber Herr,“ entgegnete, gleich bedacht, die Wittwe, „anwerd ich kann ich mynere Kueh nit saae; die will ebb's ze fresse han!“

Diese fixe Antwort erregte allgemeine Heiterkeit und hatte für die sorgenvolle Eigenthümerin der hungernen Kuh die glückliche Folge, daß sie ausnahmsweise einen Erlaubnißschein erhielt zum Futterholen für ihr liebes Thier.

### Der Pilger.

(Nachtrag.)

(Mit einer großen Abbildung.)

Im Kalender für 1871 hatte der Bote eine also betitelt, von Freundeshand ihm zugekommene Erzählung eingerückt, an deren Schlusse die Worte standen: „Sollte einer oder der andere der geneigten Kalenderleser fragen, wer der seltsame Mann gewesen, und warum er keinen Wein trinken wollte, so gedenkt's des Boten guter Freund in einem andern Jahrgang treulich zu erzählen.“

Solches thut denn jetzt, seinem Versprechen gemäß, der freundliche Gevatteremann, und wir wollen aufmerksam seiner Erzählung lauschen; sie führt uns in längst vergangene Tage zurück. Also, die Ohren geöffnet, liebe Leser!

In der grauen, von Manchen hochgepriesenen Zeit des Mittelalters gab es Kaiser, Könige und Fürsten aller Art, wie heutzutage, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn in unsern Tagen jede Nation sich bestrebt, zu einem großen Ganzen sich zu bilden, zersplitterten sich die mittelalterlichen Reiche in größere und kleinere Länderstrecken, deren Herren und Gebieter, Herzoge, Grafen oder Ritter genannt, mit beinahe unbeschränkter Macht und Gewalt in ihrem Besitz-

thum herrschten, und jeder von ihnen daher schalten und walten konnte, wie er's eben für gut fand. Wohl band der Eid der Treue und des kriegerischen Gehorsams die geringeren Machthaber an die größeren, und diese wieder an Kaiser oder König. Die Eidspflichtigen wurden Vasallen genannt, und die über ihnen Stehenden, Lehnsherren.

So war Ritter Siegebert, dem ein kleiner, zehn Dörfer umfassender Landstrich oder Gau angehörte, der Vasall eines mächtigen Grafen, der jedoch frühe das Zeitliche gesegnet und alle seine Güter und Rechte seiner nun verwitweten Gattin, Blandina genannt, hinterlassen hatte. Diese, des Herrschens weniger kundig als der häuslichen Frauenarbeiten, denen dazumal die vornehmsten Damen oblagen, war recht froh und glücklich, dem Rathe und dem Schutze ihrer getreuen Lehnspflichtigen sich anvertrauen zu können.

Ritter Siegebert war menschenfreundlicher Natur, und daher auch mild und wohlwollend gegen seine Unterthanen oder Leibeigenen. Gern und oft trat er in ihre ärmlichen Hütten, unterhielt sich freundlich mit ihnen auf dem Felde oder im Walde, oder wenn ein Frohndienst sie in's herrschaftliche Schloß rief, und allenthalben hieß man ihn den Vater der Bauern.

Die in tiefer Trauer um den frühverlorenen Ehegemahl versenkte Gräfin Blandina verließ höchst selten ihre Burg. Es fehlte keineswegs an Freiern, die gerne ihrem Wittwenstand ein Ende gemacht hätten, aber auch nicht an Feinden, denen es nach ihren reichen Gütern gelüstete. Ein solcher, Wolfram mit Namen, faßte den bösen Plan, die fromme Wittib in ihrem Schloß heimtückisch zu überfallen und ihr durch Gewalt entweder ihre Hand oder einen großen Theil ihrer Besitzungen abzudringen. Der schlaue, räuberische Kumpan fand aber einen ehrenfesten und tapfern Gegner an Ritter Siegebert, der, durch einen seiner Herrschaft treuergebenen Hirten eilends benachrichtigt von der drohenden Gefahr, sogleich mit seinen Knappen und Reissigen dem Feinde ungesäumt entgegengog. Siegebert's unvermutheter Angriff war so tapfer und gut geleitet, daß Ritter Wolfram's Mannen bald in die Flucht geschlagen und er selbst, schwer verwundet, gefangen genommen wurde.

Gräfin Blandina bezeugte ihrem muthigen Beschützer und Retter den herzlichsten Dank. Sie wollte dann nur in ihrem Schlosse wohnen bleiben, wenn Ritter Siegebert in ihrer Nähe weilte, weßwegen sie ihn einlud, recht oft auf Besuch zu

ihr zu kommen freundschaftlich bat.

Im grafen ein alter des Klosters Dheim und Frömmter Siegebert keit für den muthigen E möchte ihn seinem Klost

Siegebert und traf bei zu entsprech erkrankte sei thigt, nach anzuschauen angenehmen hof, als Gütchen der Vo lassen, ihm

Dieser B nem, kräftig in großen C Aussehen ve viel Muttern nen Standes deren Bildun ten war wi schreiben. R Ritter Sieg

„Ei, sieh vertreter!“ sollst mit n wir wollen d abstatten. I ist pflöglich k um ihn zu e

„Ich bin so gnädigen Günther ber knecht? Ne nicht gehör Bauer reimt

„Ei, war ter.“ „Wille an Schild v kann Rath gleich heim von deiner S zurück und auß. Ich



ihr zu kommen, oder auch sich zeitweilige Gastfreundschaft in seiner sichern und festen Burg erbat.

Im gräflichen Residenzschloß erschien bisweilen ein alter, geistlicher Herr, der ehrwürdige Abt des Klosters Sanct-Paul. Er war Blandina's Oheim und stand im Rufe großer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Er bewies dem wackeren Ritter Siegebert die größte Achtung und Dankbarkeit für den seiner lieben Nichte geleisteten edelmüthigen Schutz und Schirm, und bat ihn, er möchte ihn doch recht bald mit einem Besuche in seinem Kloster erfreuen.

Siegebert nahm die freundliche Einladung an und traf bald die Vorkehrungen, um derselben zu entsprechen. Am Tage vor der Abreise jedoch erkrankte sein Schildknappe, und er ward genöthigt, nach einem andern treuen Begleiter sich umzuschauen. Ganz mißgestimmt ob dieses unangenehmen Vorfalles, durchschritt er den Burghof, als Günther, einer seiner Leibeigenen, welchen der Vogt zu einem Frohndienst hatte rufen lassen, ihm begegnete.

Dieser Bauersmann Günther war von schönem, kräftigem Wuchs und stand bei Siegebert in großen Gunsten, denn mit seinem stattlichen Aussehen vereinigte er auch klaren Verstand und viel Mutterwitz, was ihn vortheilhaft unter seinen Standesgenossen damaliger Zeit auszeichnete, deren Bildung noch nicht so weit vorangeschritten war wie heutzutage. Er konnte lesen und schreiben. Bei Günthers Anblick schwand rasch Ritter Siegeberts düstre Laune.

„Ei, sieh da! Hier finde ich ja Kurts Stellvertreter!“ rief er erfreut. „Höre, Günther, du sollst mit mir ziehen in's Kloster Sanct Paul; wir wollen dem frommen Herrn Abt einen Besuch abstatten. Kurt, mein getreuer Schildknappe, ist plötzlich krank gefallen, und du bist der Mann, um ihn zu ersetzen. Willst du?“

„Ich bin allezeit meines gestrengen und doch so gnädigen Herrn ergebener Diener,“ antwortete Günther bereitwillig, „aber, aber — einen Edelknecht? Nein, den kann und vermag ich wohl nicht gehörig zu vertreten. Kriegsmann und Bauer reimt nicht zusammen!“

„Ei, warum denn nicht?“ erwiderte der Ritter. „Willehst, weil's dir an Helm und Panzer, an Schild und Schwert und Speer fehlt? Da kann Rath geschafft werden! Zuerst aber gehe gleich heim und begehre Urlaub auf etliche Tage von deiner Hausfrau, dann kommst du wieder zurück und wir staffiren dich ganz kriegerisch aus. Ich bin überzeugt, daß Niemand den

Bauersmann dir dann mehr ansehen wird.“

Und es geschah also. Günther wurde zu einem recht stattlichen Schildknappen umgewandelt, schwang sich behend auf ein kräftiges, lustig wieherndes Streitross und ritt ganz procerlich dem Ritter nach. Glückselig gelangten sie in's Kloster und fanden freundliche, gastliche Aufnahme. Nach dem scharfen Ritt und des Tages Last und Hitze mundete ihnen baß der köstliche Klosterwein aus dem kühlen, wohlgeschickten Keller. Während sein guter Herr und Gebieter mit dem ehrwürdigen Abte sich höchst angenehm unterhielt, schaute Günther sich nach Herzenslust im Kloster um, in welchem ein Laienbruder ihm gefällig zum Führer diente. Er sah die Kirche, die Kapellen, das Refektorium oder den Speisesaal, das Fremdenzimmer, die Zellen der Mönche, deren jede nur einen Strohsack, eine grobe Decke, ein Cruzifix und eine Geißel zum Rasfeien enthielt, und endlich die Bibliothek. Seine Augen strahlten vor Freude, als er diese schöne, große Bücherammlung erblickte. Hastig griff er nach den Manuscripten, den geschriebenen Büchern, — denn gedruckte gab's dazumal noch nicht, — und vergaß über dem eifrigen Lesen Ort und Zeit, also daß ihn sein erkaunter Führer freundlich zum Rückzug mahnen mußte, was er nur ungern und mit schwerem Herzen that.

Durch den Laienbruder erfuhr der Abt, daß Ritter Siegeberts Begleiter ein gelehrter Mann sei und gar großes Wohlgefallen an der Klosterbibliothek bezugt habe. Solches gefiel dem geistlichen Würdeträger; er ließ den vermeinten gelehrten Schildknappen vor sich kommen und unterhielt sich recht leutselig mit ihm.

„Meine Mönche,“ sagte der Abt, „geben sich wenig mit dieser weltlichen Weisheit ab, daher ich Euch von unsern Büchern zum Gebrauch anbieten könnte, wenn ich nur sicher wäre, daß Ihr uns dieselben wieder unverfehrt und unbeschadet zurückgeben würdet. Was sagt Ihr dazu, guter Freund?“

„Ihr würdet mich dadurch sehr glücklich machen, Herr Abt,“ rief Günther hoch erfreut, und Ritter Siegebert bot sich als Bürgen an für die richtige und saubere Rückgabe der anvertrauten Bücher.

So durfte denn der lernbegierige Mann in die Bibliothek zurückkehren und nach Herzenslust eine Bücherlese halten in der reichen Sammlung.

Als die Stunde zur Heimreise gekommen war, ließ der Abt zwei große Schläuche mit vortreflichem Klosterwein füllen, ein Maulthier damit beladen und beorderte einen Laienbruder, dieses

Geschenk dem Ritter nachzuführen auf seine Burg.

Die Heimreise war sehr vergnügt und heiter. Der gute Klosterwein, — der Wein erfreut ja des Menschen Herz, — hatte Siegebert und Günther sehr wohlgenüth gestimmt, und unter Lachen, Scherz und Gesang zogen sie dahin.

„Nun denn, Günther, reut's dich, daß du mich in's Kloster begleitet hast?“ fragte Siegebert launig. „Da hielt man dich zuerst für meinen Schildknappen, und dann gar für einen Gelehrten! Nu, bei meiner Ehre, was nicht ist, kann noch werden! Von heut an hast du keinen andern Frohndienst mehr zu verrichten, als die Bücher durchzustudiren und mich wider in's Kloster zu begleiten, wenn der Wein in den Schläuchen dahinten zur Reize geht.“

„Schön Dank, gnädiger Herr!“ sagte Günther erfreut. „Aber, nicht wahr, all die Bücher müssen doch nicht schon ausgelesen sein, wenn die Weinschläuche leer sind?“

„Ei bewahre!“ tröstete der Ritter; „die Frist möchte zu kurz sein, obwohl ich mit dem kostbaren Trank recht hauszuhalten gedenke.“

Von jetzt an begann eine neue Lebensweise in Günther's friedlichem Haushalt. Vom lästigen Frohndienste befreit, konnte er seine Zeit, sein Wirken und Streben, ganz seiner Familie widmen und die aus dem Kloster mitgebrachten Bücher benützen. Sein Söhnlein, der kleine Willibald, ein ungewöhnlich begabter und aufgeweckter Knabe, wurde ein fleißiger und aufmerksamer Schüler des gelehrten Landmannes, und da er sehr schnell und leicht begriff und ein besseres Gedächtniß hatte als sein Vater, so holte er ihn nicht nur bald an Kenntnissen ein, sondern übertraf ihn sogar.

Eines Tages machte der Abt dem Ritter Siegebert einen Gegenbesuch; auch er wollte einen Gelehrten zum Begleiter haben, und hatte darum den belesensten seiner Mönche mitgenommen. Das mit frischem Wein beladene Maulthier, unter Obhut eines Laienbruders, durfte auch nicht im Gefolge fehlen.

Der Ritter wurde freudig überrascht, als er hörte, wie Günther, der schlichte Bauersmann, dem gelehrten Mönch Rede stehen konnte und ihm Antwort geben auf die schwierigsten Fragen. Den lehrreichen Inhalt der Klosterbücher hatte er sich meisterhaft anzueignen gewußt, und die Herren konnten darob kaum von ihrem großen Erstaunen zurückkommen, und ertheilten ihm gern die Erlaubniß, mit in's Kloster zu reisen, um dort andere Bücher und Handschriften zu entlehnen. Der muntere Willibald durfte sein Be-

gleiter sein, was fürden lernbegierigen Knaben die größte Freude war.

Der gelehrte Mönch, — er hieß Bruder Anselmus, — und der schlichte Günther wurden während ihres Beisammenseins die besten und innigsten Freunde. Auch an dem gutgearteten Knaben hatte der Mönch großes Wohlgefallen, und nahm sich vor, ihn mit all' seiner Wissenschaft und Kunst bekannt und vertraut zu machen.

So geschah's denn in der Folge, daß in Siegebert's Schloß bisweilen ein Gedicht oder eine Geschichte früherer Heldenthaten vorgelesen oder gesungen wurde, deren Verfasser und Sänger bald Vater Günther, bald sein Knabe war. Ueberdies spielte letzterer mit großer Fertigkeit die melodisch tönende Zither. Wenn, was manchmal geschah, fremde Ritter und Herren einen Besuch bei Siegebert machten, so gab es, ihnen zu Ehren, ein fröhlich Gelag, bei welchem dann Günther und Willibald nicht fehlen durften, denn ihre Kunstfertigkeit trug viel bei zur Erheiterung der fremden Gäste und fand allgemeinen Beifall.

Einer der fremden Ritter jedoch, ein alter Bekannter aus der Jugendzeit, mißbilligte die Herablassung, welche Siegebert seinen Unterthanen zu Theil werden ließ. „Ich verkehre niemals,“ sagte er stolz, „mit meinen Bauern; das mag der Schaffner oder der Burgvogt thun. Auch fürchten mich meine Unterthanen und verstecken sich, wenn sie mich nur von fern erblicken. Und so muß es auch sein, denn sie sind ja nicht unser's Gleichen.“

„Ich, für mein Theil,“ entgegnete Siegebert in ernstem Tone, „halte nicht daran, gefürchtet zu werden, es sei denn von meinen Feinden. Die wohlwollende Liebe beglückt, und darum begreife ich auch nicht, wie man selbst glücklich sein kann, wenn man nicht ebenfalls Andere beglückt. Das ist so meine Ansicht.“

„Alles schön und gut!“ lachte Ritter Bruno. „Die Meinen, die Glieder meiner Familie, zu beglücken, ist auch meine größte Angelegenheit. Aber mit den Leibeigenen ist's eine andere Sache! Mag der Bauer den Bauer beglücken; der Uebelige hat sich nichts darum zu bekümmern! Er steht himmelhoch über ihnen!“

„Wenn du der Meinung bist, Freund Bruno,“ sagte Siegebert ruhig und gelassen, „daß wir zu befehlen und die Leibeigenen zu gehorchen haben, so stimmen wir überein. Vergessen wir aber ja nicht, daß unsere Unterthanen vom nämlichen Zeuge sind wie wir, daß Leibeskraft und Gewandtheit ihnen nicht abgeht. Schau, mein Günther

hier und sein Junge sind ein Beweis, daß sie, den Geistesfähigkeiten nach, den Adelligen wenigstens ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen sein können.“

„Halt an! was faselst du da?“ rief Bruno entrüstet. „Wäre mir dein Stammbaum nicht bekannt, der bis zu den Zeiten des Kaisers Karls des Großen hinaufreicht, so würde ich dich für einen Bauernabkömmling halten. Doch genug über dieses Kapitel! Ein Jeder hat halt seine Narrheit; ich liebe meine Falken und Jagdhunde vielleicht zu viel, gerade wie du deine Bauern.“

Für den Augenblick wurde dieser herbe Wortstreit lachend beendet, als aber später der Wein die Köpfe heiß gemacht, da kam's wieder zu Stichelreden und am Ende gar zu giftigen Worten und offenbaren Beleidigungen. Ritter Bruno verließ Siegebert's Burg mit der Drohung, daß er als Freund nicht mehr wiederkehren werde.

Eine Widerwärtigkeit kommt selten allein. Raum war der Erboste stürmisch fortgezogen, so erschien eilends ein Knappe und zeigte Siegebert an, daß es dem gefangenen Ritter Wolfram gelungen sei, durch List seinem Gewahrsam zu entinnen. Dieser gefährliche Feind, nachdem er wieder in seinem Raubneße hauste, erfuhr mit böshafter Schadenfreude den Hader der beiden Freunde, und stellte Ritter Bruno gleich das verlockende Anerbieten, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, um blutige Rache zu nehmen an Siegebert.

Bald nahete sich das drohende Kriegewetter dem friedlichen Gebiete des Ritters, der jedoch auf seiner Huth war. Er hatte vor Allem den Versuch gemacht, Bruno's Ingrimm durch einen freundschaftlichen Brief zu besänftigen, doch dieser hatte dem Boten die schröckliche Antwort ertheilt: „Dein Herr mag sein Geschreibsel den Bauern zu lesen geben; das Schwert allein geizt dem Ritter!“

Hochmuth kommt vor dem Fall! Die Wahrheit dieses Spruchs bewährte sich wie immer, zugleich aber auch, daß die Liebe zu den Unterthanen eine zum Nutzen der Herren ausgestreute Saat sei. Siegebert's Leibeigenen waren bereit, für ihren milden Gebieter Gut und Blut aufzuopfern. Eilends trafen sie die nöthigen Anstalten, um alle Zugänge dem Fußvolk und der Reiterei zu erschweren; Waffen wurden vertheilt, Wachen aufgestellt und der heranrückende Feind mutbig erwartet. Bald auch zogen die Schaa ren herbei, aber wie ein Dieb in der Nacht, die Mordfackel bereit zum Sengen und Brennen. Es währte jedoch nicht lange, so waren Bruno und

Wolfram mit ihren Söldnern umzingelt und stürmisch angegriffen. Nach kurzem Gefecht suchten die Besiegten ihr Heil in der Flucht, doch Viele von ihnen wurden gefangen genommen. Günther, an der Spitze mehrerer Bauern, verfolgte die Fliehenden, als er zwei Ritter auf seinen lieben Herrn eindringen sah. Rasch kehrte er um zur Hülfe. Schon fiel der eine tödtlich getroffen vom Pferde, als der andere einen furchtbaren, verzweifelten Streich gegen Siegebert ausholte. Da stürzte sich Günther, schnell wie der Blitz, zwischen die Kämpfenden. Seine mit kräftigem Arm geschwungene Keule zerschmetterte den Helm des Gegners seines Gebieters, dessen gezücktes Schwert jedoch den wackeren Günther traf, der leblos niedersank zu Siegebert's Füßen.

Ein herzzerreißender Auftritt folgte nun! Als man den Erschlagenen die Visiere an den Helmen in die Höhe geschoben hatte, erkannte Siegebert zwar in dem einen den Raubritter Wolfram, aber auch in dem andern seinen ehemaligen Freund Bruno, mit dem er sich so gern veröhnt hätte. Und da lag auch todt der treue Günther, und neben ihm kniete der jammernde Sohn, und suchte vergebens noch eine Spur des Lebens in des Vaters entseeltem Körper. Siegebert war ganz niedergeschmettert! Was hätte er nicht alles dafür gegeben, wenn er Bruno und Günther wieder vom Tode hätte erretten können!

Nachdem der erste heftigste Schmerz sich gelegt hatte, sagte der gute Ritter zu Wilibald: „Aus Liebe zu mir hat dein Vater sich aufgeopfert. Wohlan, hinfort will ich Vaterstelle bei dir vertreten. Du sollst in meiner Burg wohnen und mich nicht mehr Herr, sondern Vater nennen.“ — Und an die rings um ihn sich scharenden Unterthanen sich wendend, dankte er ihnen für ihre Treue und für den geleisteten Beistand in harter Noth und Bedrängniß, und schätzte sich glücklich, solches einigermassen durch Schonung und Milde verdient zu haben. —

Aber ein Schleier tiefer Trauer und Bekümmerniß umzog von nun an Siegebert's edle Seele; niemals hörte man mehr ein heiteres, scherzendes Wort von ihm, wohl aber seufzte und klagte er oft schwer um den Verlust seiner geliebten Freunde.

Es dauerte nicht lange, da durchzog ein frommer Predigermönch die Umgegend, der sich die Aufgabe gestellt hatte, tapfere Streiter zu werben für den heiligen Krieg zur Befreiung des gelobten Landes. Allen denen, die Theil nehmen würden an dem bevorstehenden Kreuzzug, ver-

hieß er vollkommenen Ablass der Sünden. Auch Siegebart hoffte dadurch Ruhe zu finden für sein bekümmertes Herz, und beschloß, dem Heere der begeisterten Kreuzfahrer sich anzureihen. Der zum blühenden, kräftigen Jüngling herangewachsene Wilibald war gleich bereit, seinen zweiten Vater auf diesem abenteuerlichen Zuge zu begleiten, und so traten kampfergüßet die mühsame Reise nach Palästina an. Des Ritters Stimmung war nach und nach heiterer geworden, wozu die Umgebung seines jugendlichen munteren Gefährten nicht wenig beitrug. In Syrien lieferte die Heeresabtheilung, bei welcher Siegebart und Wilibald sich befanden, eine Schlacht und erstürmte eine Stadt, in der viele Christen wohnten. Von diesen wurden die siegreichen Kreuzfahrer als Freunde empfangen und behandelt. Leider aber fanden da lustige Gelage statt, eines nach dem andern, bei denen die Mäßigkeit keineswegs vorherrschte.

So waren eines Tages die Kreuzfahrer vom allzu reichlich genossenen Wein gänzlich betäubt und besinnungslos, als die wilden Sarozenen plötzlich die unbewachte Stadt überfielen, alle Kreuzfahrer, die noch Widerstand zu leisten versuchten, niedermekelten, die übrigen aber als Sklaven davon führten.

Mit banger Ahnung hatte Wilibald die Fortschritte der Trunkenheit auch bei Ritter Siegebart wahrgenommen. Als die Muselmänner wüthend auf sie einströmten, hatte er sich heldenmüthig vertheidigt, um seinem geliebten Wohlthäter das Leben zu schützen, bis er selbst schwer verwundet und bewußtlos niedersank. Als er wieder zur Besinnung gekommen, blickte er auf den unter ihm liegenden Leichnam. Es war Siegebart! Wilibald stieß einen herzerschütternden Schmerzensschrei aus und seine Augen umnachteten sich abermals. Doch die Lebenskraft des jungen Mannes siegte über den Blutverlust und den tiefergreifenden Herzensjammer. Als seine Bewußtlosigkeit gewichen war, da sah er mit Staunen, daß er auf weichen Polstern gebettet lag, und neben ihm kauerte ein Sarazene und verband ihm eben seine blutigen Wunden. Durch Zeichen gab ihm dieser zu verstehen, daß er nichts zu befürchten habe, sich aber recht ruhig verhalten solle.

Der arme Wilibald war also der Sklave eines Muselmannes geworden. Gleich nach seiner Genesung galt es, für seinen neuen Herrn zu arbeiten. Dieser besaß einen großen Garten, und als er merkte, daß der junge Christ mit den Feldgeräthen zu hantiren und die Pferde zu besorgen

verstand, hatte er große Freude darüber, wodurch das Loos des Gefangenen ziemlich erträglich wurde.

Nachdem Wilibald sich leidlich in seine neuen Verhältnisse hineingelebt hatte, kehrte auch sein Jugendmuth und sein heiterer Sinn wieder zurück. Oft ertönten Lieder während der Arbeit. Ganz unverhofft war ihm eine Zither, die seinem Gebieter gehörte, in die Hände gekommen; mit Meisterhand griff er in die Saiten und spielte so lieblich und schön, daß die Hausbewohner davon wie bezaubert wurden und er ein gut Theil in ihrer Achtung stieg, was für seine Lage sehr vortheilhaft war.

Mit seinem leichten Verständniß fiel's ihm nicht schwer, die türkische Sprache bald so weit zu erlernen, daß sein Herr sich mit ihm unterhalten konnte, in dessen Wohlwollen er immer mehr stieg und der ihm Freude zu machen suchte auf allerlei Weise.

Einst brachte er ihm, während seiner Arbeit im Garten, einen mit feurigem syrischem Weine gefüllten Schlauch. „Da, Christensohn,“ sagte er freundlich, „erlabe und erquick dich mit diesem Getränke, das der große Prophet Mohammed allen Gläubigen streng verboten hat.“

„Herzlichen Dank, Herr,“ entgegnete Wilibald, „allein ich muß deine Gabe ablehnen, denn ich trinke keinen Wein.“

„Ho ho! warum nicht gar!“ verwunderte sich der Gebieter; willst du am Ende noch ein Türke werden?“

„Nicht doch, o nein! Gott bewahre!“ erwiderte sich Wilibald. „Dem Glauben meiner Väter werde ich nun und nimmermehr abtrünnig! Aber ich mag keinen Tropfen mehr von einem Getränke genießen, dem ich den Tod meines Vaters und meines ritterlichen Herrn zuschreiben muß. Hätte dieser, sammt seinem Busenfreund, nicht im Weine sich berauscht, und dadurch die Besinnung verloren, so wäre keine Feindschaft und keine Fehde zwischen ihnen entstanden, sammt den traurigen Folgen. Und hätten sich lehthin die christlichen Kriegsmänner, als wahrhaftige Kreuzfahrer, des unseligen Getränks enthalten, so würden deine Glaubensgenossen die Stadt nicht wieder in ihre Gewalt bekommen und meinen unvergeßlichen edeln Gebieter niedermekelt haben!“

„Mag sein, mag sein!“ meinte der Muselmann, „aber so stand's geschrieben. Da ist nicht drüber weg zu springen!“ —

Einige Zeit nach diesem Vorfall hatte sich eine Gesellschaft vornehmer Muselmänner bei Wilibald

bald's Herrn versammelt, welcher ihn aufforderte, seine Gäste mit Musik und Gesang zu erfreuen. Inherzlichen, rührenden und ergreifenden Tönen sang der junge Sklave ein von ihm selbst verfaßtes deutsches Lied, in welchem sich die heiße Sehnsucht nach der Heimath in glühenden Worten ausdrückte. Mehrere der Anwesenden äußerten den Wunsch, den Sinn des so anziehenden Liedes in arabischer Sprache kennen zu lernen, und der freundliche Sänger willfahrte bereitwillig, aber auch mit dem glänzendsten Erfolg, der für ihn höchst schmeichelhaften Bitte. Alle zollten ihm ihre Bewunderung, und sein Gebieter fühlte sich so sehr gerührt und bewegt von dieser heißen Sehnsucht nach dem heimischen Herde, daß er die tröstlichen Worte sprach: „Lieber Bilibald, steht es geschrieben, daß du dein Vaterland wiedersehen sollst, so will ich dir nach besten Kräften behülflich sein. Von heut an bist du mein Sklave nicht mehr, sondern ein freier Mann! Du kannst deinen Bündel schnüren und fortziehen, sobald es dir gefällt.“

Kaum traute Bilibald seinen Ohren bei dieser frohen, unverhofften Nachricht, und ungestüm drückte er den Kuß der Dankbarkeit auf des edeln Mannes dargebotene Hand. —

Damit unsere Erzählung sich nicht allzusehr in die Länge ziehe, was dem geneigten Leser nicht behagen möchte, so überspringen wir die Vorkehrungen zur Abreise, den Abschied vom ehemaligen Herrn und Gebieter, die lange, gefahrvolle Reise in's Abendland und alles das, was schon im Kalender für 1871 ausführlich berichtet wurde. Die ihm jetzt noch theurer gewordene Zither, welche der Türke zum Andenken ihm mitgegeben, war sein erheiternder Begleiter.

Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte Bilibald glücklich und wohlbehalten in seine Heimath zurück. Die gute Gräfin Blandina war noch am Leben und empfing wie eine liebende Mutter den bescheidenen und doch so kenntnißreichen und erfahrenen jungen Mann. Sie bat ihn, als treuer und umsichtiger Verwalter ihrer ausgedehnten Güter, Wohnung in ihrem Schlosse zu nehmen. Auch der fromme, greise Abt von Sanct-Paul lebte noch, und war hocheifrig, des Klosters ehemaligen Liebling wiederzusehen.

#### Der Nikolausmarkt.

In einem engen Dachstübchen der Stadt Düsseldorf, drunten in Rheinpreußen, saß ein siebenjähriges Knäblein auf einem dreifüßigen Sch-

mel ohne Lehne in einander gekauert. Das Kind fror und schnatterte mit den Zähnen, denn es war bitterkalt; draußen fiel der Schnee in dichten Flocken und die Scheiben des einzigen Fensters bedeckten sich mit Eisblumen. In der Ecke des Stübchens stand zwar ein kleiner Ofen, aber es fehlte an Holz zum Heizen. Er war kalt wie die Eisblumen, deren sonderbare Blätter- und Zweigegealtung von der eben die Wolken durchbrechenden Sonne mit feurig strahlenden Farben durchglüht wurde. Georg, so hieß der Kleine, stand endlich vom Schemel auf, rieb sich die Hände, hauchte den warmen Athem hinein und suchte sie durch heftiges Schlagen gegen seine Seiten zu erwärmen. Solches aber wollte nur wenig helfen. Da kam er auf den Gedanken, im Stübchen auf- und abzurennen, um etwas Wärme zu bekommen. Er that's, und fühlte bald die angenehme Wirkung dieses Hin- und Herreitens in den Füßen. Doch plötzlich bedachte er jetzt, daß von dem Laufen die leider schon so stark zerrissenen Schuhe noch mehr verderben würden, und die Mutter doch kein Geld hätte, um neue zu kaufen. Darum zog er sie schnell aus und lief auf den Strümpfen umher. Da besann er sich plötzlich wieder, daß unter dem Stübchen ein kranker Tagelöhner wohne, dem das Poltern über dem Kopfe höchst störend sein würde.

Er setzte sich daher wieder auf seinen Schemel und dachte an den heiligen Nikolaus, der, wie man erzählt, in der heutigen Nacht ja mit seinem Schimmel durch die Welt reitet, um alle braven und gehorsamen Kinder zu beschenken. Es mußten wohl herrliche und lustige Bilder sein, die in seinem Herzen aufstiegen, denn seine klaren Augen blitzten wie Sonnenstrahlen, und bisweilen lächelte er so seelenvergnügt, daß, wer ihn heimlich betrachtet hätte, ganz unwillkürlich mit ihm würde gelächelt haben.

Doch die Kälte wurde indessen immer empfindlicher, und der arme Georg schnatterte zuletzt so stark mit den Zähnen, daß er ein Zittern und Frösteln am ganzen Körper verspürte. Noch immer kam die Mutter nicht zurück. Wo mochte sie wohl heute Abend so lange bleiben?

Trübe Gedanken stiegen in Georgs Herzen auf; die Einsamkeit da oben unter dem Dache dünkte ihm fast unerträglich, und tief betrübt und wehmüthig malte er sich aus, wie heute alle Kinder bei ihrer Mutter um den warmen Ofen saßen, Thee oder Kaffee tranken und sich vom heiligen Nikolaus erzählen ließen. „Ach,“

seufzte er, „und ich sitze hier allein und friere, und meine liebe Mutter muß bis spät in die Nacht arbeiten, um nur das Brod für den morgenden Tag zu verdienen!“

Es wurde ihm immer wehmüthiger um's Herz, die Thränen schossen ihm in die Augen, und in seinem Schmerze rief er einmal über das andere: „Mutter, liebe Mutter, so komme doch endlich nach Hause!“

Allein die Mutter kam nicht. Georg sprang auf und eilte zur Stube hinaus, um sie abzuholen.

Sein Weg führte über den Karlsplatz, woselbst viele Buden aufgeschlagen waren, die, vom Lichterglanz erleuchtet, tausenderlei Gegenstände zeigten, welche geeignet sind, ein Kinderherz zu erfreuen. Georg klapperte zwar immer noch vor Kälte mit den Zähnen, aber er konnte sich's doch nicht versagen, er mußte stehen bleiben und seine Augen an den bunten Spiel- und Naschwaaren weiden.

„O, diese Herrlichkeiten kamen ihm alle noch einmal so kostbar vor, weil er wohl wußte, daß sie für ihn unerreichbar waren. Ueber sein wehmüthiges Antlitz flog ein Schatten von trauriger Ergebung. Endlich schlich er sich hinweg, um die Mauer aufzuzuchen. An der Ecke des Marktes, bei der letzten Bude, stand ein hübsches kleines Mädchen, das aus einem Körbchen kleine Aepfel und Birnen und Nüsse an etliche arme Kinder vertheilte. Gar zu gern hätte Georg auch einen von den rothbackigen Aepfeln gehabt, aber er getraute sich nicht, darum zu bitten, sondern blieb in einiger Entfernung stehen, und schaute hinüber mit sehnfüchtigen Blicken. Ein anderer, größerer Knabe jedoch sprang auf das wohlthätige Mädchen zu und forderte mit Ungestim Aepfel und Nüsse.“

„Ich kann nun nichts mehr geben,“ sagte die Kleine freundlich, „denn was noch im Körbchen ist, gehört meinem Schwesferchen.“

Der böse, schlimme Bube wollte ihr den Korb aus den Händen zerrn und schlug ihr mit einer Ruthe auf die kleinen Finger, daß sie vor Schmerz aufschrie und den Korb fallen ließ. Schon machte sich der junge Böfewicht mit seiner Beute auf die Flucht, als Georg ihm nachstürzte und dem Mädchen tröstend zurief: „Weine nicht, du sollst deinen Korb wieder haben!“

Flugs hatte er den Dieb eingeholt und ihm den Korb entriß, den er freundlich lächelnd dem weinenden Mädchen zurückgab. Aber der diebische Knabe kehrte wieder, um ihr den Korb von Neuem zu entreißen. „Rühre sie nicht an,“

drohete Georg zornig, „oder es soll dir schlecht gehen!“

Georg war für sein Alter ungewöhnlich stark, und da der böse Bube sich vor ihm fürchtete und nicht wagte, mit ihm anzubinden, so wollte er an dem Mädchen seine Rache und seinen Groll auslassen, nahm einen schweren Stein vom Boden auf und holte nach ihr aus. Mit einem Angstschrei sprang Georg vor sie hin, um sie mit seinem Leibe zu decken, und im nämlichen Augenblick flog der schwere Stein ihm an den Kopf. Das Blut quoll hervor, und bewußtlos sank der arme Knabe auf die Erde nieder. —

Als Georg die Augen wieder aufschlug, befand er sich in einem prächtigen Zimmer; vor ihm standen ein Herr und eine vornehme Dame, und am Fußende des Bettchens, auf dem er lag, kniete das liebe Mädchen und betete: „O lieber Gott, laß den guten Knaben nicht sterben! Er hat's ja so wohl mit mir gemeint!“

Es war ihm schwer und dumpf im Kopfe, um den eine seidene Binde geschlungen war, und als der Herr ihn freundlich fragte: „Wie heißt du, und wo wohnen deine Eltern?“ da wußte er es kaum herauszubringen. „Du bist ein braves Kind,“ sagte die Dame, „ich werde dir's nie vergessen, daß du meiner Anna so treu und mit eigener Lebensgefahr beigestanden hast.“

„Ach, liebe Dame,“ klagte Georg, „meine Mutter wird meinethwegen in Angst und Sorgen sein! Ich muß nun nothwendig gleich nach Hause, sonst klagt und weint sie in ihrer Verzweiflung um mich.“

Der Herr selbst brachte ihn in einem prächtigen Schlitten nach Hause und trug ihn auf den Armen in das kalte Dachstübchen, wo die Mutter seinethwegen nicht wenig in Sorgen war, wie man solches leicht auf ihrem betrübten Gesichte lesen konnte. Als sie ihn mit der schwarzen Binde um die Stirn erblickte, erschrad sie heftig; aber der freundliche Herr beruhigte sie und erzählte das Vorgefallene auf dem Nikolausmarkte. „Euer Georg ist ein wackerer Knabe, dem ich recht von Herzen gut bin!“ schloß er seinen Bericht, und schaute jetzt erst etwas genauer in der ärmlichen Wohnung sich um.

„Aber mein Gott, liebe Frau,“ begann er wieder, „habt Ihr denn kein Feuer im Kämmerchen? Es friert ja, daß man nicht durch die Fenster sehen kann!“

Erröthend sagte die Mutter nach einigem Zögern: „Ja, sehen Sie, lieber Herr, der Lohn reicht nicht so weit; Kleider, Schuhwerk und Nahrung nehmen Alles fort, und da müssen wir

uns schon im Winter auf den Sommer verträsten, wo man die Wärme umsonst hat. Für meinen armen Georg thut's mir freilich manchmal recht von Herzen weh, wenn er vor Frost mit den Zähnen klappert; ich selbst kann's schon ertragen; meine alten Glieder sind so lange Jahre daran gewöhnt, daß sie nicht viel Unterschied wissen."

Der gute Herr sagte nichts, aber es wurde ihm doch feucht in den Augen beim Gedanken an solchen Mangel und solche Noth. Der Mutter und ihrem Söhnlein herzlich die Hand drückend, nahm er Abschied.

Georg mußte nun der Mutter noch einmal Alles erzählen, und das ganz haarklein und umständlich. Sie lebte ihn und umarmte ihn zärtlich. „Nun aber müssen wir zu Bette gehen," sagte sie, „denn wir verbrennen das Licht unnützer Weise und frieren dabei nur immer mehr."

Des Knaben Kopfwunde schmerzte zwar wenig, allein er konnte doch nicht schlafen, denn der Nikolausmarkt mit all' den schönen Sachen floz ihm durch den Sinn. „Mutter, schläfst du?" fragte er.

Die Mutter schlief noch nicht; auch sie dachte an den Nikolausmarkt, und war dabei sehr betrübt. „Alle Kinder," sagte sie bei sich selbst, „bekommen heute Nacht etwas, nur mein armer Georg nicht, der es doch recht verdiente!"

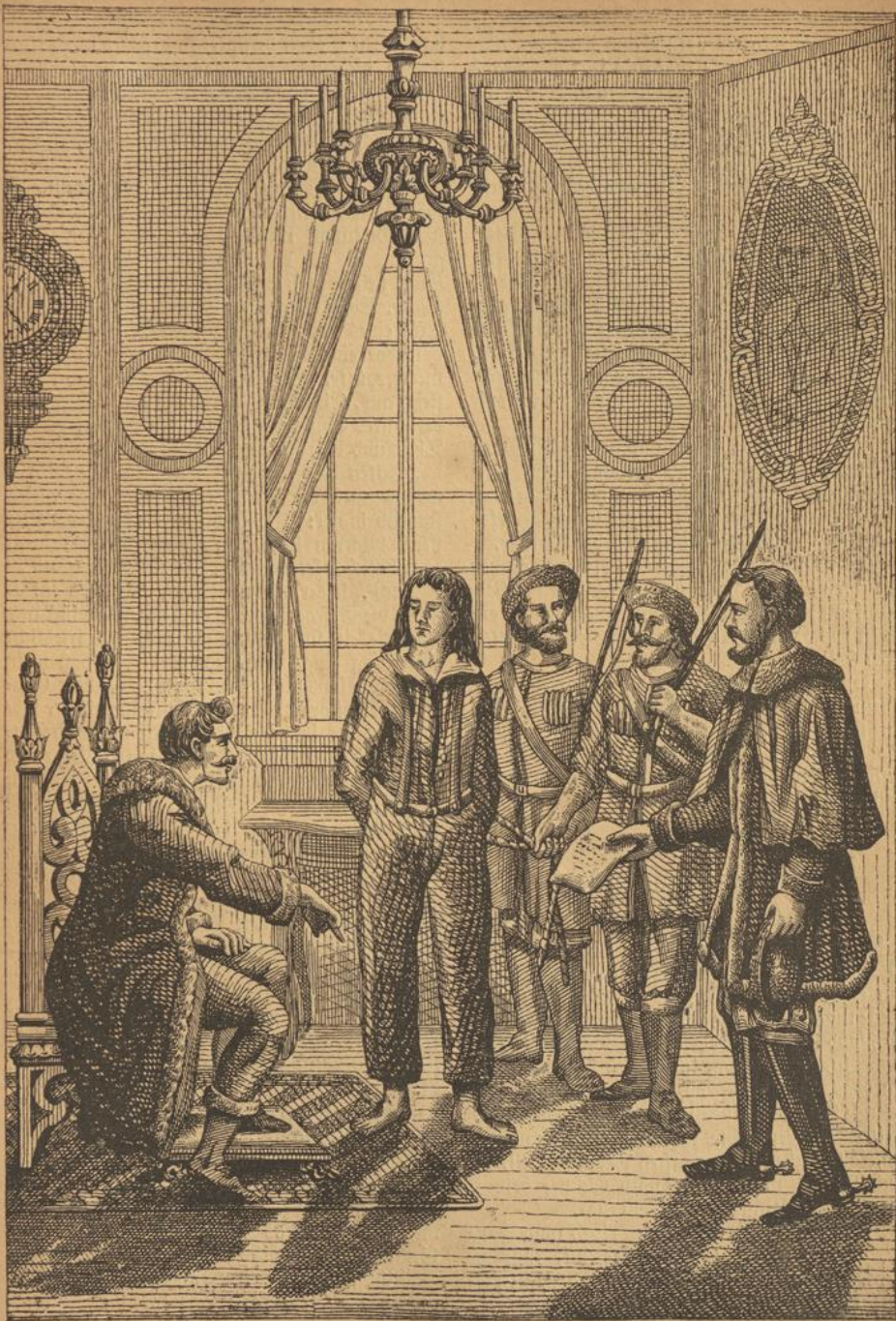
„Mutter," forschte der Knabe weiter, „wie kann der heilige Mann, der Nikolaus, mit seinem Schimmel durch die Lüfte reiten? Da hat das Pferd ja keinen Boden unter den Füßen! Aha, jetzt weiß ich's; das Pferd hat Flügel und schwebt wie ein Engel aus dem Paradies hernieder. Aber sage mir doch, ob das wahr ist, was mir Nachbars Fritz heute gesagt hat: die heilige Barbara sei des heiligen Nikolaus seine Magd, und bache droben im Himmel alle die guten und mürben Beckenmännlein und die Lebkuchen, und die Engel streuten Zucker drauf und schnitten aber auch die Birkenruthen für die bösen Kinder?" Die Mutter wollte ihm antworten; er ließ ihr aber keine Zeit dazu, denn er hatte noch gar Vieles zu fragen, und fuhr in kindlicher Einfalt fort: „Wie weiß der heilige Nikolaus nur all' die Häuser, wo die guten und die bösen Kinder wohnen? Das sagt ihm gewiß der liebe Gott, oder er schickt einen Engel mit, der's ihm zeigt. Höre, lieb Mütterchen, ich bin gewiß nicht brav und fromm genug, denn mir hat der Nikolaus noch niemals etwas gebracht. Ach, ich glaub's gewiß nicht, denn obgleich ich das liebe kleine Mädchen vor dem bö-

sen Daben schützte, so war's doch unrecht, daß ich, obichon du mir's verboten, die Stube verließ. Ja, das war nicht recht von mir, und darum habe ich auch den Stein an den Kopf bekommen. Daß ich aber auch immer um Nikolaus und Weihnachten ungehorsam sein muß! Ueber's Jahr soll's jedoch besser werden; ich will nicht mehr ungehorsam und böse sein!"

„Beruhige dich, mein Kind," tröstete die gute Mutter; „Du bist eben nicht böse, aber der heilige Nikolaus will vielleicht nur sehen, ob du's mit Geduld erträgst, wenn du so vielen andern Kindern nachsehen mußt. Bestehst du gut die Probe, so gibt er dir, wenn du älter bist, reichlich nach, was er dir jetzt noch entzieht."

Georg schlief endlich ein, aber die Mutter konnte den Schlummer noch nicht finden, denn es betrübte sie gar sehr, daß ihr gutes Kind, fern von den Nikolausbescheerungen, nur entbehren und leiden sollte, während Andere in reichem Ueberfluß schwelgten. Die Thränen entquollen ihren Augen und froren zu Perlen auf der leichten Bettdecke. Der barmherzige Vater im Himmel jedoch schaute nicht allein in das kalte Dunkel ihrer Kammer, sondern auch in ihr betrübtes Herz, dem Trost und Freude bevorstand.

Vom Thurm der Lambertuskirche erlang die Mitternachtsstunde. Möglich dünkte es der armen Fran, als höre sie ein leises Geräusch von Tritten vor der Kammerthür. Sie lauschte gespannt, aber es ward wieder stille, doch ein Lichtschimmer brach durch das Schlüßelloch. Merglich, Feuergefahr ahnend, stand sie auf und öffnete die Thür. Da drückte eine verummunte Gestalt ihr ein Briefchen in die Hand und eilte rasch die holperige Treppe hinab. Vor ihr aber stand ein von zwei Kerzen erleuchtetes Tischchen, auf dem sich warme Kleider, starkes Schuhwerk, wollene Strümpfe und Pelzhandschuhe befanden. Mitten drinn paradierte eine große Schüssel mit Zuckerbrod, Beckenmännchen, und am Boden stand eine umfangreiche Kiste mit glänzend schwarzen Steinkohlen, bei denen sogar die Kohläse und die Hobelspäne zum Anzündn nicht fehlten. Die höchlichst erstaunte Frau konnte kaum ihren Augen trauen. Sie öffnete das soeben erhaltene Briefchen, und las, beim hellen Kerzenschein, folgende Worte: „Lieber Georg, der heilige Nikolaus stand gestern Abend auf dem Markte, und hat mit großer Freude zugesehen, wie du dich des kleinen Mädchens angenommen hast. Darum schickt er dir die schönen Sachen und ermahnt dich, immer so gut und brav zu bleiben, wie du jetzt bist."



Die zerbrochene Kette.



Hatte die Mutter vorher aus Kummer und Betrübniß geweint, so that sie's jetzt aus Dank und Freude. Neben dem Tischchen auf die Kniee sinkend, betete sie aus vollem Herzen. Nun eilte sie an das harte Lager ihres Söhnleins, umschlang ihn in stürmischer Hast und rief: „Wache auf, Georg, der heilige Nikolaus hat dich nicht vergessen!“

Mit einem Satze war Georg aus dem Bette, las das hübsche Briefchen und staunte die herrlichen Sachen an, die ihm während des Schlafes bescheert worden waren. Die Mutter aber zündete gleich ein helles Feuer im Ofen an, holte das Tischchen herein und freute sich recht kindlich mit dem Kleinen, der wie von Sinnen umhertrippelte und nichts mehr von seiner Kopf- runde fühlte.

Unter fröhlichem Geplauder nahete der Morgen heran. Nie hatte die Nikolaussonne zwei glücklichere Gesichter beschienen, und selten mag eine Freude inniger und ungetrübter gewesen sein, als die des Söhnleins und der Mutter.

Gegen Mittag kam auch das kleine Mädchen mit ihren schönen Puppen und sonstigen Festgeschenken des heiligen Nikolaus, und holte Georg ab in das Haus ihres Vaters, wo er zu Mittag essen sollte.

Von jetzt an arbeitete Georgs Mutter nur in jenem Hause, und erhielt, nebst reichem Lohn, ein hübsches Stübchen, drinn sie mit ihrem Sohne, glücklich und zufrieden, vor Mangel geschützt, die Abende verlebte nach des Tages Last und Hitze.

### Die zerbrochene Kette.

(Mit einer Abbildung.)

Wenn's dem geneigten Leser recht ist, will der Vote, trotz seines Alters und seines Stelzfußes, mit ihm, versteht sich, nur in Gedanken, eine Reise machen in das weitentlegene, umfangreiche Rußland, in welchem Eis und Schnee nicht mangeln, denn es liegt im fernen kalten Norden Europas, ist aber so groß, daß es sich auch über einen Theil des östlichen und bis nach Asien ausbreitet. Die Geschichte, welche hier erzählt werden soll, fällt in den launenhaften Monat April, der auch bei uns nicht selten noch Schnee bringt, wie das altbekannte Sprüchlein sagt.

In Rußland aber herrscht im April noch strenger, völliger Winter; graues Gewölke läßt die Strahlen der Sonne nicht durchbrechen, in großen Flocken fällt der Schnee nieder, und kaum

hat er den Boden berührt, so gefriert er zu einer harten, dichten Masse zusammen. Mit dumpfem Getöse treibt das Grundeis auf den hochanstuhenden Strömen, die Schollen drängen sich bald hart aneinander und bilden eine starre, zaclige Eisfläche.

Seht, da kommt ein Mann mit einem eispannigen Schlitten angefahren; es ist ein russischer Postillon, mit hoher lederner Mütze und großen, bis an die Kniee reichenden Stiefeln. Eine pelzgefütterte Jacke schützt ihn vor der Kälte. Eben biegt der Schlittenlenker um die Ecke eines dunkeln Tannenwaldes und gelangt bald vor eine aus rohen Baumstämmen gezimmerte Hütte. Hier hält er sein Pferd an, und steigt aus. Eine junge Fran, mit einem sorgfältig verhüllten Säugling auf dem Arm, tritt vor die Thür und begrüßt den Ankommenden.

„Guten Tag, guten Tag, Kathrine“ rief wohlgemuth der Postillon, setzte jedoch gleich fragend hinzu: „Ei, was hast du denn, Schwester? Warum heißest du mich nicht mit deinem gewöhnlichen freundlichen Lächeln willkommen?“

„Ach, leider, lieber Bruder Peter,“ entgegnete die Befragte schwer seufzend, „Unglück und Traurigkeit sind in unsere sonst so friedliche Wohnung eingezogen. Du weißt ja, daß mein armer Niklaus bei unserm Gutsherrn, dem Grafen von Silowitz, im Rückstand ist mit der Ablieferung des ihm schuldigen Getreides und Futters. Das verflossene Jahr war ja so schlecht und unergiebig! Heute nun hat der Graf meinem armen Mann strengen Befehl gesandt, daß, ehe sechs Tage vergehen, der Rückstand berichtigt sein muß, sonst würden Zwangsmaßregeln gegen uns getroffen werden. Ach, du mein Gott und Heiland! Was sollen wir anfangen! Wir haben ja kaum das tägliche Brod für uns, und der Winter ist immer noch nicht zu Ende! Was wird aus uns werden, lieber Bruder, wenn der gute Gott uns nicht gnädig zu Hülfe kommt?“

Bruder Peter hatte sich auf die Lehne seines Schlittens gesetzt und starrte gedankenvoll vor sich hin. Plötzlich fuhr er mit der Hand über die Stirne, sprang rasch auf und sagte: „Ja, ja, das ist's! So wird's gehen! Es muß ja sein und das Ding wird sicher hinreichen...“ Dann, an seine Schwester sich wendend, sprach er tröstend: „Mache dir keinen unnützen Kummer, gute Kathrine! Morgen werde ich wiederkommen und euch das Nöthige bringen, um den Grafen von Silowitz zu befriedigen.“

„Willst du denn immer unser Retter in der Noth sein, lieber Peter?“ fragte die Schwester

ziemlich beruhigt. „Aber sage, wie willst du's dieses Mal anfangen?“

„Das sind meine Sachen, liebe Kathrine,“ erwiderte Peter, „und das Einzige was ich von dir und deinem Manne begehre, ist, daß ihr mich darüber nicht weiter ausfraget. Ich kehre jetzt gleich wieder heim, denn wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Der Graf hat die Frist gar kurz gesetzt! Lebe wohl, liebe Schwester, und fasse guten Muth!“

Nasch und Still glitt Peters Schlitten auf dem gefrorenen Schnee dahin; man hörte bloß das Klingeln der Schelle, die über dem Halse des Pferdes an einem eisernen Bogen hing. —

Am folgenden Tage schon trat Peter wohlgermuth in seiner Geschwister ärmliche Wohnung. Schwager Niklaus war auch daheim. „Ihr wißt,“ fing er ganz ernsthaft an, „daß ich durchaus nicht über die Mittel, die Art und Weise, befragt sein will, durch welche ich den Grafen zufrieden zu stellen gedenke. Merkt's euch!“ Mit diesen Worten zog er aus seiner umgehängten Brodtasche die Hälfte einer zerbrochenen silbernen Kette hervor, reichte sie dem höchlichst erstaunten Schwager dar und sagte: „Da, lieber Niklaus, nimm dieß; ich hoffe, es wird auslangen.“ An dem einem Ende der zerbrochenen Kette hing ein kleines goldenes Schildchen, drauf ein griechisches Kreuz und die Buchstaben A und S eingegraben waren.

Des Schwagers und der Schwester Verwunderung war fast allzugroß und schon wollten sie, trotz des Verbots, mit neugierigen Fragen herausdrücken.

„Beim heiligen Nikolaus, ihr guten Leuten!“ bog Peter den Fragen vor, „ich könnte euch wohl sagen, woher ich das glänzende Ding da habe, allein, obgleich's mir keine Mühe just machte, so würde mir's doch ärgerlich sein. Es genüge euch zu wissen, daß, wenn ich euch diese halbe Kette gebe, ich volles Recht dazu habe. Sie ist mein Eigenthum Und damit, Basta!“

Niklaus und Kathrine wagten es nicht, weiter in den gutmüthigen Bruder zu bringen, doch konnten sie sich nicht von ihrem Erstaunen erholen, zu welchem sich sogar eine gewisse Unruhe gesellte.

„Höre, Niklaus,“ fuhr der gewissenhafte Postillon in seiner Rede fort, „ich habe im Augenblick wichtige Depeschen, die keinen Verzug erleiden dürfen, eine ganze Tagereise weit von hier zu besorgen, sonst würde ich selbst in der Stadt Astrachan irgend einem Juden die Kette verkaufen. Du magst dich also damit befassen,

und sollte das dafür erhaltene Geld nicht ausreichen, um den Grafen zu befriedigen: so hoffe ich, wenn ich in zwei Tagen zurückkehre, die Summe vollständig machen zu können.“

Gleichsam als hätte der gute Bruder jeglichem Dank, aber auch fernerer Neugierde, sich entziehen wollen, umarmte er schnell seine Schwester, drückte dem Schwager kräftig die Hand, eilte zum Schlitten und jagte davon.

Seinem Versprechen gemäß, hielt er zwei Tage darauf wieder vor der wohlbekannten Baumstammhütte, stieg aus und trat in die Stube. Dieses Mal war ihm seine Schwester nicht entgegengekommen, was ihn gleich befremdete. Hestig weinend saß sie da und vor ihr standen zwei Nachbarinnen, die sie zu trösten versuchten. Die arme Kathrine war jedoch so sehr in ihrem Schmerz und Kummer versunken, daß sie anfänglich des Bruders Eintritt nicht gewahr wurde. Was Peter nun erfuhr, setzte ihn in nicht geringes Erstaunen: Sein Schwager Niklaus war, bald nach seiner Abfahrt, in die Stadt gegangen und hatte das Stück Silberkette einem deutschen Juden zum Verkauf angeboten. Dieser, der gar nicht begreifen konnte, wie solch ein kostbares Kleinod in die Hände eines armseligen Bauers gerathen, hatte Argwohn gefaßt hinsichtlich des rechtmäßigen Besitzes desselben, und als er gar noch, bei genauerer Prüfung, die Anfangsbuchstaben des gräflichen Hauses von Silowitz auf dem goldenen Schildchen entdeckte, glaubte er einen Diebstahl zu wittern, ließ den höchst betroffenen Niklaus durch die Polizei verhaften und der arme Mann wurde gleich darauf vor den strengen Grafen in sein in der Nähe der Stadt liegendes Schloß geführt, um von ihm verhört zu werden und Rede zu stehen über den unerklärlichen Besitz der zerbrochenen Kette. Je nachdem das Verhör ausfallen würde, sollte er dann wieder freigelassen oder dem Gerichte zugewiesen werden.

Als der Postillon alle diese traurigen Nachrichten vernommen, hob er seine Arme zum Himmel und rief mit fester, zuversichtlicher Stimme: „Gott ist mit uns! Fort nach Schloß Silowitz!“

Ungeäuert machte er sich auf den Weg dahin. Die Nacht brach herein; mit furchtbarer Gewalt tobte der Nordwind, wirbelte den Schnee auf und heulte durch die dunkeln Lannenforste. Während einiger Augenblicke brach der Mond sich bisweilen Bahn durch die düstern Wolken, und erhellte mit seinem Lichte die unermeßliche Schneefläche, die da ausgebreitet lag wie ein

großes Leichentuch. Die Stadt Astrachan, durch welche Peter ziehen mußte, um nach Schloß Silowitz zu gelangen, liegt auf einer von dem Wolgastrom gebildeten Insel. Um auszuruhen und auch sein mattes Pferd frische Kräfte sammeln zu lassen, mußte der, obwohl der Eile sehr benötigte Mann, hier einen Halt machen, dann aber ging's wieder rasch vorwärts. Schon fing der zweite Tag an, seinem Ende sich zu nahen, als er endlich das gräfliche Schloß erreichte, und dringend beehrte, sogleich vor den Herrn Grafen geführt zu werden, dem er eine höchst wichtige Botschaft mitzutheilen habe. Solches geschah.

Peter fand den gestrengen Herrn in einem großen Saale des Bodengeschosses, im alterthümlichen Lehnstuhl sitzend, und vor ihm stand zitternd und bebend der arme, unglückliche Niklaus, der gar nicht wußte, was er auf die an ihn gerichteten Fragen antworten sollte. Neben dem Grafen erblickte Peter zwei hart und wild und finster dreinschauende Männer, welche die schreckliche russische Riemenpeitsche, Knute genannt, drohend in der Hand hielten.

Gleich von allem Anfang an hatte Niklaus nicht im geringsten daran gedacht, die Redlichkeit und Treue seines Schwagers zu bezweifeln, und war fest überzeugt, daß er nur auf rechtlchem Wege in den Besitz der silbernen Kette gelangt sei; da er jedoch befürchtete, es möchte ihm Unannehmlichkeiten, oder gar ein Unglück zuziehen, wenn er dem Grafen sagte, Peter habe ihm das Kleinod gegeben, um ihn aus der Noth zu reißen, so beharrte er standhaft in seinem Stillschweigen.

„Hundert Knutenstreiche sollst du haben, wenn du mir nicht augenblicklich antwortest!“ herrschte der junge Graf in wildem Zorne dem Unglücklichen zu. „Woher kommt diese Kette? Wer hat sie dir gegeben?“

„Ich, gnädiger Herr,“ sagte der Postillon ganz ruhig, indem er, sich tief verneigend, auf den Grafen zuschritt. Gleich aber richtete er sich wieder mit edelm Stolz empor und schaute dem Zürnenden gelassen, doch fest und freisinnig, ins Angesicht.

„Du also hast sie ihm gegeben!“ tobte der Graf. „Du willst vermutlich die Knutenstreiche mit deinem Spießgesellen theilen. Deine Gelüste sollen befriedigt werden!“

„Mit Verlaub, gnädiger Herr,“ antwortete Peter, es gibt hier keinen Spießgesellen, denn es ist kein Verbrechen begangen worden. Wir beide, mein Schwager und ich, sind pflichtge-

treue Unterthanen des gestrengen Grafen von Silowitz, und...“

„Nun denn,“ unterbrach ihn zornig der junge Graf, „weil du so gut und geläufig reden kannst, so wirst du mir hoffentlich erzählen, auf welche Weise du zu der Kette gekommen bist.“

„Ja, das kann ich, gnädiger Herr,“ bestätigte Peter ganz kaltblütig, „allein nur dann, wenn Ihr's durchaus von mir fordert.“

„So sprich, und mache keine langen Umschweife,“ befahl der Graf.

Und Peter fing an zu erzählen: „Es werden jetzt ungefähr so zehn Jahre her sein, da fuhr der edle und berühmte Graf Alexander von Silowitz, euer Herr Vater, in einem kleinen, aber reichverzierten und besagten Schiffe den Wolgastrom hinunter; es war just um die jetzige Jahreszeit. Zu beiden Seiten des Stroms wogten gewaltige Eisschollen, doch die Mitte war frei. Der Kahn sollte an einer Stelle halten an welcher die Eismassen sich zusammengelaut und, dem Anscheine nach, Festigkeit genug erlangt hatten, um auf ihnen das sichere Land zu erreichen. Euer Herr Vater, Gott hab ihn selig! setzte den Fuß auf die Schollen und that einige Schritte. Das schöngezierte Schiff hatte viele Neugierige an das Ufer gelockt, die der gewagten Landung nun auch zuschauen wollten. Plötzlich ertönt ein weitschallender Schreckenruf. Das Eis hatte dumpf gekracht, sich schnell auseinander gelöst und der Graf war in den Fluthen verschwunden!... Auch ich stand unter der gaffenden, erschütterten Menge. Schnell zog ich meine Jacke aus, sprang zuerst auf die Eisschollen und dann in die Bogen, deren Abgrund Euern Herrn Vater verschlungen hatte. Zwei lange, hange Minuten verstrichen; schon befürchteten die in ängstlicher Erwartung am Ufer Stehenden, daß wir Beide verloren wären, als ich am äußersten Rande des Eischemels glücklich wieder auftauchte, den Grafen, welchen ich an seinem Kleide erfaßt hatte, mit mir herauf an's Licht ziehend aus dem finstern, unheimlichen Schooße. Allein besinnungslos ward er an das Ufer gebracht, erholte sich jedoch bald wieder unter den mit Umsicht angewandten Versuchen zur Rettung. Zufällig hatte ich, als ich unterm Wasser in der Hast nach ihm gegriffen, eine um seinen Hals und über die Brust hängende Kette in die Hand bekommen, die ich, obwohl durchgerissen, auch mit an's Land brachte. Als nun Euer Herr Vater glücklich zur Besinnung wiedergekehrt war, reichte er mir freundlich seine Hand dar...“

„Wie ich dir jetzt die meine darreiche!“ rief tiefbewegt der junge Graf von Silowitz; „denn du heißest Zuski, nicht wahr?“

„Ja, gnädiger Herr, Peter Zuski ist mein Name,“ bejahete der wackere Postillon.

„Ganz recht, ganz recht, mein braver Zuski,“ fuhr der Graf fort; „jetzt erinnere ich mich vollkommen deiner muthigen und edeln That. Mein theurer Vater hat mir oft mit freudigem Dank davon erzählt, und beigezägt, daß er dir, zum Andenken daran, diese bei seiner gefahrvollen Rettung zerbrochene Kette zugeschildt habe, nebst einem Ehrentitel.“

„So ist's, gnädiger Herr,“ bestätigte Peter; „hier habe ich diese Schrift.“ Und er zog ein Stück Pergament aus seiner Seitentasche und übergab solches dem Grafen.

„Warum aber,“ forschte dieser weiter, „hast du deinem Schwager Niklaus hier nicht gesagt, auf welche Weise diese Kette dein Eigenthum, dein ehrlich und redlich erworbenes Eigenthum, geworden?“

„Darum, gnädiger Herr,“ lautete die Antwort, „weil meine Schwester und mein Schwager kein Sterbenswörtchen von der ganzen Geschichte wußten, und ich niemals daran gehalten habe, davon zu erzählen. Meiner Ansicht, meiner innersten Ueberzeugung nach, verliert eine gute That und Handlung, die man auszuüben berufen wurde, gänzlich ihren Werth, wenn man mit Andern ruhmredig davon spricht. Diese Kette, deren fehlende Hälfte daheim in meiner Wohnung liegt, läge ebenfalls noch in dem geheimen Winkel als ehrenvolles Andenken, wären meine Geschwister nicht in großer Bedrängniß und Noth gewesen. Um ihnen zu helfen, dachte ich halt...“

„Schon gut, wackerer Peter Zuski“ fiel ihm der beschämte Graf ins Wort, „deine Schwester und dein Schwager sollen fortan nichts mehr von mir zu befürchten haben. Du hast einen edeln und großmüthigen Sinn, doch mußt du von mir einen wohlgemeinten Rath annehmen: Freilich soll man nicht prahlen und pragen, wenn man die Gelegenheit und das Glück hatte irgend eine schöne und edelmüthige That zu vollbringen. Verschweigt und verhehlt man aber dieselbe so sorgfältig, wie du es gethan hast, so verhindert man, daß sie die ihr gebührenden guten Früchte hervorbringe. Mehr noch, — du hast solches heute erfahren, — bisweilen kann eigensinniges Verschweigen einer lobenswerthen und nachahmungswürdigen That schlimme Folgen nach sich ziehen. Bedenke vor Allem immer, daß gute und

edle Handlungen nicht im Verborgenen bleiben, wohl aber ein ermunterndes Beispiel sein sollen zur Nachahmung.“

### Bruderliebe.

(Nachstehendes schöne Gedicht, das eine wahre Begebenheit in rührender Weise besingt, wurde dem Boten zugesandt, mit der Bitte, demselben ein Plätzchen im Kalender einzuräumen, was bereitwillig geschieht.)

An der Sussel grünem Strande  
Steht ein schmuckes Häuflein;  
Groß ist da der Kinder Bande,  
Doch das Stübchen ist nur klein.

Zwei und zwei in einem Bette  
Liegen die Gebrüder all,  
Nacht, wenn die Vogesenfette  
Birgt der Sonne Feuertrahl.

Ginstens ward durch einen Wagen  
Andreas verlegt am Fuß;  
Schrecklich sind des Jünglings Plagen  
Und das Bett er hüten muß.

In der Nacht mehrt sich der Kummer,  
Größer wird des Armen Pein;  
Denn sein Nachbar Görg, im Schummer,  
Stößt ihn träumend oft an's Wein.

Wer beschreibet den Grain des Kleinen,  
Als er, ach, zu spät, erfährt,  
Daß des Bruders arges Weinen  
Unwillkürlich er vermehrt!

Wie den Bruder er möcht' schonen,  
Sinn't er lang; nun kommt's ihm ein;  
Hinter der Vogesen Kronen  
Müde sinkt der Sonne Schein.

Alle ruh'n; Georg nur stört  
Durch sein Treiben noch die Still',  
Lange es die Mutter höret  
Und es nicht begreifen will.

Plötzlich fängt sie an zu schelten:  
„Schweig' doch endlich, böser Wicht!  
Morgen mußt du mir's entgelten:  
Dich erreicht mein Strafgericht.“

„Mutter, ach, erhör' mein Flehen,“  
Bittet nun der arme Sohn,  
„Bosheit war nicht bei'm Vergehen,  
Strafen wäre schlechter Lohn!“

„Daß den Bruder ich nicht quäle,  
Hab' ich eben für die Nacht  
Meine Fuß' an's Bettgestelle  
Mittelfst Stricken festgemacht.“

Gold'nes Wort aus Bruders Munde!  
Suffel, wälze hin zum Rhein,  
Und vom Rhein zum Meer die Kunde  
Von solch' treuem Bruderlein.

Und der Fuß ward bald geheilet,  
Hurtig kel' jest der Verband;  
Andreas zur Fahne eilet,  
Denn ihn ruft das Vaterland;

Kämpft bei Gravelotte muthig,  
Zimmer in den ersten Reih'n;  
Ist das Treffen noch so blutig,  
Denkt er doch an's Bruderlein.

Fern nach Deutschland muß er wallen  
Der Gefang'nen schweren Pfad:  
Neh, die Jungfrau, ist gefallen,  
Mit ihr Frankreichs Glücksrad.

Aud auf Hohen-Aspergs Binnen  
Steht er Abends oft allein;  
Fern nach Westen geht sein Sinnon,  
Fern zum treuen Bruderlein.

Lange sinn't er, bis zum Bette  
Schmetternb ruft das Hornsignal;  
Hinter der Vogesenfette  
Stirbt der Sonne letzter Strahl!

#### Das Pferd und der Geldbeutel.

Der berühmte polnische General Kosciuszko, welcher Anno 1817 in der Schweiz starb, war ein sehr wohlthätiger Mann. Was er entbehren konnte, theilte er den Armen mit, öfters sogar noch mehr. Eines Tages wurde er ganz unerwartet abgehalten, einer etwas entfernt von ihm wohnenden Familie persönlich die Unterstützung zu bringen, welche er ihr immer an diesem Tage reichete. Nun wußte er, daß die Bedrängten ihn mit Zuversicht erwarten würden, und es that ihm leid, sie vergeblich seiner harren zu lassen. Er hat daher einen seiner Nachbarn, einen weckern Mann, der nothleidenden Familie das für sie Bestimmte zu überbringen. Dieser war so gleich bereit, und um ihm den Auftrag zu erleichtern, gab ihm der menschenfreundliche General das Pferd, welches er gewöhnlich selbst ritt, und er zog fort.

Er entledigte sich zwar richtig seines Auftrages, kam aber sehr spät wieder heim, und als er Kosciuszko erblickte, war sein erstes Wort: „Das Pferd mag ich in meinem Leben nicht wieder reiten, wenn Sie mir nicht auch Ihren Geldbeutel mitgeben.“ — Verwundert fragte der General, was er damit meine, und die Antwort lautete: „So oft mir auf der Straße ein armer

Mann begegnete, den Hut hinhielt und um ein Almosen bat, stand das Roß still und war nicht von der Stelle zu bringen, bis der Bittende etwas erhalten hatte. Zum Unglück bestand aber meine ganze Baarschaft in zwei kleinen Geldstücken. Als diese ausgeheilt waren, mußte ich mich, so leid mir's that, stellen, als würfe ich den armen Leuten etwas in den Hut, um nur das Pferd zu befriedigen und weiter zu bringen.“

Das kluge Thier hatte sich also, da sein wohlthätiger Herr bei keinem Menschen vorüberritt, der ihm mit bittender Geberde nahete, nach und nach daran gewöhnt, so lange still zu stehen, bis derselbe den Arm ausstreckte und seine milde Gabe reichete.

#### Wie ging das zu?

Der Bierbrauer einer gewerbfleißigen kleinen elsässischen Landstadt betreibt, neben seinem Geschäft, auch den Hopfenbau, daher er mit dieser, beim Brauen des kühlenden Gerstentranks so nöthigen Pflanze nicht zu knausern und zu knickern braucht, und seinen zahlreichen Gästen immer gute Waare vorsehen kann. Einst, der Bote weiß nicht genau in welchem Jahrgang, warf seine Hopfenpflanzung so reichlich aus, daß er zu viel für seinen eigenen Bedarf hatte und einige Zentner seiner Stangenernte an einen deutschen Hopfenhändler verkaufen konnte, wofür er ein hübsches Stück Geld erhielt. Während des Sackens hatte jedoch einer der Brauknechte sein Messer verloren und, trotz alles Suchens, nicht mehr gefunden.

Als nun später das Lagerbier sollte gebraut werden, schrieb unser Braumeister an den nämlichen Hopfenhändler und verlangte etliche Zentner Spalter-Stadtgut. Die Bestellung kam richtig an und wurde eben so richtig theuer genug bezahlt. Was geschah aber? Der Brauknecht, welcher voriges Jahr sein Messer beim Sacken des Elsässer Hopfens verloren hatte, fand dasselbe zu seiner Freude, aber auch zu seines Meisters größtem Erstaunen und Verger, im sogenannten Spalter Hopfen zufällig wieder. Wie ging das zu? Aufgepaßt!

#### Auflösung der Räthselnüsse.

I. Kanne, Kante, Kange, Kanbe. II. Räthselnüsse.  
— III. Röhle, Böhle, Söhle. — IV. Wober, Woller, Zeller.  
— V. Wankantant. — VI. Sellen, Zeller.